

## Offene Tafel.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Silhouette von L. Fehrenbach.

Nun kommen sie Alle  
Aus Scheuer und Stalle,  
Vom Hof und vom Hause  
Zum fröhlichen Schmause.

Sonst werden Gnaden  
Nicht ferner geladen,  
Nicht fürder zu Feten  
Bei Hofe gebeten."



Zu Wicken und Gräupchen  
Die Kücken und Läubchen,  
Zu Bröcklein und Gräslein  
Das Bocklein und Häslein,  
Kaninchen, das Häslein,  
Und Hühnchen und Gänselein  
Geflattert, gewackelt,  
Geschnattert, gegackelt,  
Im Flug' und im Lauf  
Gar lustig zu Haus.

Nur scheucht mir den Vater,  
Denn fürchterlich naht er  
Auf schleichenden Sohlen  
Den Raub sich zu holen.

Marie, die am besten  
Verkehrt mit den Gästen,  
Weiß selbst mit den Fischen  
Noch höflich zu sprechen:  
„Hier wird nicht gestritten,  
Mit Flügeln geschlagen;  
Hier muß ich Sie bitten  
Sich brav zu betragen;

Doch Lottchen, unser Märchenkind,  
Ganz ernst und feierlich beginnt:  
„Jetzt weiß ich, was ich spielen will,  
Ich bin Prinzessin Marzibill.  
Die Laube ist das Märchenschloß,  
Der Caro ist das Zauberroß;  
Der böse Zaubrer ist der Hinz,  
Das Häschen der verwunschne Prinz;  
Die Tauben- und die Hühner-Schar  
Ist die verhexte Dienerschar.  
Das Bockchen ist das weiße Reh,  
Du aber bist die gute Fee;  
Und schlägst du in die Hände,  
Hat all' der Spuk ein Ende;  
Der schöne Prinz ist dann befreit,  
Und strahlt in Pracht und Herrlichkeit;  
Der Zaubrer wird gefangen,  
Am Schloßthor aufgehangen,  
Und du im Muschelwagen  
Von Drachen fortgetragen.“

Da lacht die gute Fee: „Sei still  
Mein Klappermäulchen Marzibill,  
Sonst ohne Gnade — Eins, Zwei, Drei! —  
Verhex' ich dich zum Papagei.“

## In der Sommer-Dürre.

Von

Johannes Trojan.



Wie lechzt das Feld und lechzt die Wiese!  
 Von des Strauchs, des Baumes matten  
 Zweigen  
 Well, verblichen hängt das Laub herunter —  
 Denn der Regen säumt nun schon so lange!  
 Unbewölkt's Blau bringt jeder Morgen,  
 Und dem wolkenlosen Blau enttauchen  
 Um die Dämmerung Mond und gold'ne  
 Sterne.  
 Ach, des Gartens Blumen, sie vergehen!  
 Denn es leuchtet ihnen unablässig  
 Ins Gesicht die unbarmherz'ge Sonne.  
 Sie verdorren mitten im Erblühen,  
 Und sie senken Haupt und zarte Glieder.

Ach, umsonst zum Bett des Quells herunter  
 Beugen sich verlangend durst'ge Ranken,  
 Kommt umsonst das scheue Wild, zu trinken.  
 Ausgeleckt bis auf den letzten Tropfen  
 Hat die gier'ge Glut den Bach, sich sonnend  
 Liegt die Eidechs auf des Grundes Kieseln. —

Der so schön gebildet alles Leben  
 Und sich freut an dem, was er gebildet,  
 Sich erbarmend, laß' es nicht verschmachten.  
 Kühles Labfal send' er aus den Wolken,  
 Daß er atmend Mensch und Tier und Pflanze,  
 Wohlgefühl in allen Adern spürend,  
 Ihn, den Schöpfer und Erhalter preise.

## Ein denkwürdiger Tag.

Von

Selene von Süßen.

Mit Original-Bezeichnung von Goldemar Friedrich.



Aus der Jugendzeit, —  
 Aus der Jugendzeit  
 Klingt ein Lied mir immerdar, —  
 Ach, wie liegt so weit, —  
 Ach, wie liegt so weit,  
 Was mein einst war! —

Man schreibt im Kalender den 10. Januar 1826. Ich führe euch in das schlichte ländliche Wohnhaus eines märkischen Gutsbesizers, das wir Feldenblau nennen wollen. Der Ort liegt an vier Meilen von Berlin, der jetzigen Kaiserresidenz, entfernt. Da es noch keine Chaussees nach dortiger Richtung hin gab und man sich von den, jetzt die halbe Welt durchfliegenden Eisenbahnen noch nichts träumen ließ, so lebte man auf dem Gute Feldenblau im allgemeinen in großer Einsamkeit. Das Erscheinen des nur von Zeit zu Zeit eintreffenden Postboten bildete für meine Eltern stets ein Haupttagesereignis.

Es ist ein Winterabend. Nachdem ich mir die langen Abendstunden mit dem Austuschen von Bilderbogen oder durch die Lektüre von Campes Robinson verkürzt habe, sitze ich erregt und gespannt an der Seite der Mutter, um dem Öffnen der Posttasche beizuwohnen. Als ältester Tochter ist mir das gestattet. Ich darf bis acht Uhr ausbleiben und bei der

milden grünen Ölampe mit den Eltern um den Abendtisch sitzen. Mit angenehmem Schauer lausche ich auf den gegen die Scheiben prasselnden Schnee und den Wintersturm, während der Vater neue Holzscheite in den Kachelofen wirft und der Feuerstein behaglich und erklärend über das trauliche Wohngemach lodert. Dieses ist, nach jetzigen Ansprüchen, unglaublich einfach, fast ärmlich eingerichtet. Mir aber schien es, — wenn ich es mit dem Pfarrhaus oder mit der Wohnung des Hofmeyers und Ortschulzen verglich — eine Art von Feenschloß zu sein. —

Ein hochlehniges Ledersopha an der mittleren Hinterwand, ein Mahagonisekretär, das Heiligtum der Mutter, und eine große Kommode von gleichem Holz, die mir gehörte, bildeten neben einigen Stühlen und dem Sophatisch das wesentlichste Möblement des Zimmers. An den zwei Fenstern befanden sich hölzerne Tritte und auf dem rechten derselben stand der Nähtisch der Mutter. Welcher Handwerker oder Subalternebeamte ist wohl jetzt nicht ebenso oder gar kostbarer eingerichtet?

Aber was thut aller äußere Prunk zur Erhöhung des wahren Glücks, zu unsrer innern Befriedigung,

und zumal bei einem Kinde? — Einfaches Leben, früher Umgang mit der Natur, fröhlicher Verkehr mit Altersgenossen, — das gerade ist es, was die Kindheit so licht, — die Erinnerungen an diese, nur zu schnell entfliehenden Tage so wonnevoll macht! —

Doch zurück zu unserem gemütlichen Abendkreise! Heute ist die angelangte Posttasche besonders interessant für mich. Sie enthält, außer der täglich einkehrenden Russischen Zeitung und einigen, auf seine ritterschaftliche Amtsführung bezüglichen Aktenstücken für den Vater, einen Brief von der Tante Hofdame, den die Mutter immer vorzulesen pflegte und dessen Inhalt mich stets auf das Lebhafteste fesselte. Tante Mechthild war nämlich Hofdame bei der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen und mir besonders gütig gesinnt. Sie war eine Lieblingskousine meiner Mutter, mit der sie seit ihrer Kindheit in den herzlichsten Beziehungen stand. Tante Mechthild übertrug die Zuneigung, die sie für meine Mutter hegte, auch auf mich ein wenig. Der Brief der Tante brachte für mich eine Einladung nach Berlin. Meine Eltern, die mir bei Gelegenheit meines neunten Geburtstages eine besondere Freude machen wollten, fuhren denn auch, trotz der schlechten, kaum passierbaren Landwege, mit mir zum Christmarkte nach Berlin, der schon damals wie noch heute auf dem Schlossplatze, die breite Straße entlang, aufgebaut wurde. Bei der Excellenz von Berille, einer alten Großtante, stiegen wir zuerst ab, und bei ihr lernte ich eine luxuriöse, mich durch die fremde Pracht der Gegenstände mit lebhafter Bewunderung erfüllende Einrichtung kennen. Da waren gelbe, kostbar gestickte Damastmöbel und Saphatissen, ausgestopfte Papageien und künstlich nachgeahmte, singende Kanarienvögel zu sehen. Prächtige Porzellanfiguren, Rippesachen und reizende, mit Süßigkeiten gefüllte Bonbonieren zierten die Tische und Ovensimse. Ein dicker brauner Mops, das Schoßhündchen und der unliebenswürdige Liebling der fast achtzigjährigen, kinderlosen Tante, bellte mir schon im Vorflur entgegen. Sie selbst war Hofdame bei der nicht eben glücklichen Gemahlin Friedrichs des Großen gewesen, den sie deshalb immer nur „den bösen König“ zu nennen pflegte. Dann war sie zwei Mal verheiratet. Ein prachtvoller Türkis in einem Kranze von Diamanten funkelte in einem kostbaren Ringe am Finger der kleinen, starken Dame, und sie liebte es, an diesen Ring, welchen ihr erster Gemahl, der Gesandter bei Kaiser Alexander I. von Rußland gewesen war, als besondere Auszeichnung von diesem empfangen hatte, Geschichten von dem

russischen Kaiserhose zu knüpfen. Natürlich verstand ich nicht viel von alledem, hörte aber doch respektvoll zu.

Ich erschrak nicht wenig, als sich die alte Excellenz plötzlich an mich wandte:

„Kannst du schreiben und lesen, Matiti? Und hoffentlich auch beten, nicht wahr?“ Ich nickte stumm und wagte kaum aufzusehen.

„Sage mir eines deiner Morgen- oder Abendgebete.“

Ich stammelte verlegen eines der Gebete.

„Du mußt die schönsten Kirchenlieder lernen und mir, wenn wir uns wiedersehen ohne jeden Anstoß sagen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ und „Mein Erstgefühl sei Preis und Dank“ befohl die Tante in einem feinen Widerspruch duldbenden Tone.

„Thust du das, so wirst du eine meiner schönen Rippesfiguren oder was dich sonst von meinen Sachen erfreut, zur Belohnung erhalten.“

Als die Tante Excellenz dann im Sommer auf längere Zeit nach Feldenblank kam, hatte ich bereits eine größere Reihe der schönsten Gesangbuchlieder gelernt. Ich mußte jeden Morgen auf ihr Zimmer kommen und daselbst niederknieend einige Strophen ohne Fehler hersagen. Ich erhielt manche schöne Dinge als Belohnung von ihr; vor allem aber sind mir von jener Zeit her viele herrliche Kirchenlieder als ein Schatz für das Leben im Gedächtnis geblieben.

Diese erste denkwürdige Christfahrt nach Berlin ist mir aber nicht nur durch diesen Besuch bei der Tante Excellenz, sondern in noch höherem Grade aus ganz andern Gründen in unverlöschbarer Erinnerung geblieben, denn bei dieser Gelegenheit besuchte ich zum ersten Male das königliche Schloß, staunte seine dunklen Mauern, die zu den verschiedenen Aufgängen führenden Portale und die vor denselben befindlichen Schildwachen an, an denen vorüber ich, von der Mutter geleitet, auf der stufenlosen, mir geradezu himmelhoch erscheinenden Wendeltreppe zu dem Zimmer der Tante Mechthild hinaufstieg. Diese sah, als die Mutter die Thür öffnete, vor dem großen, uns gerade gegenüber befindlichen Trumeauspiegel und probierte unter dem Beirat der hinter ihrem Stuhle stehenden Kammerzofe verschiedene Hüte und Blumenkoffüren auf. Bei unserem Eintritt sprang sie, freudig in die Hände schlagend, empor. Ich meine sie noch zu sehen, die hohe, schlankte Gestalt, mit dem prachtvollen, braun gelockten Haar, — gerade mit einem Kranze dunkelroter Rosen geschmückt —, dem fein geschnittenen, von Güte strahlen-

den Gesicht mit den großen lichtblauen Augen — gewiß sie glich genau der Prinzessin Dornröschen in meinem Märchenbuche. Ganz entzückt, die Prinzessin in Wirklichkeit zu erblicken und doch zu wissen: „daß sie meine leibhaftige Tante, — die vielgeliebte Tante Hofdame war,“ eilte ich auf sie zu, und fühlte alsbald einen Kuß auf meiner Stirn.

„Das ist aber lieb, meine Minna, daß ihr endlich einmal kommt und du mir auch die Kleine bringst!“ rief Tante Mechthild, sich von meiner Wenigkeit an die Mutter wendend.

„Und wie herrlich sich das trifft! Das Kind wird heute nicht nur mit uns, da ich dienstfrei bin, den Christmarkt besuchen, — sie wird auch unseren guten König Friedrich Wilhelm III. in allernächster Nähe sehen können, da er mittags zur Kronprinzessin geht und sein Weg ihn dabei an unserm Zimmer vorüberführt. Doch jetzt nehmt Platz und eine Tasse Chokolade, denn die Kleine sieht ganz verfroren aus! — Vier Meilen Landweg, ohne Chaussee, wenigstens bis Tempelhof! — Man begreift kaum, daß du, liebe Minna, dir solche Strapazen zumute!“ —

Tante Mechthild bat die Mutter, Hut und Mantel abzulegen, indem sie mir zugleich mein Mäntelchen auszog und mir die vor Kälte fast erstarrten Hände zwischen den ihrigen rieb. Dann zog sie die Klingel, um das mir nicht minder märchenhaft erscheinende köstliche Frühstück von Chokolade und Kuchen servieren zu lassen. Sie rückte mir ein Tischchen mit einigen, wohl aus ihrer eigenen Kindheit stammenden Spielsachen und Bilderbüchern in die Fensterecke und begann mit der Mutter eine lebhaftere Unterhaltung zu führen. Obgleich nun „Heinrich und Marie,“ oder „Anna Ros“ von Kennedy, welche mir Tante Mechthild auf den Tisch gelegt hatte, meine besonderen Lieblingsbücher waren, so erregte doch das Treiben in der Breitenstraße mit den lustig aufgeputzten Buden und ihren tausend Herrlichkeiten noch mehr meine Aufmerksamkeit. Da zeigte sich mir in der Nähe eine Bude mit funkelndem Zinngeschirr und Kochmaschinen, eine andere mit den zierlichsten Puppen in Wachs und Ton, eine dritte mit prächtigen kleinen Stuhlschlitten und Puppeneinrichtungen. Zwischen den Verkäufern und Käufern hin und her liefen Knaben mit brummen- den Waldtennelfeln, schnurrenden Windmühlen und schrillenden Holzpfeifen. Ich hätte hundert Augen haben mögen, um das alles zu sehen und aufzunehmen! — Tante Mechthild hatte sich inzwischen bei der dampfenden Chokolade, von der ich auch eine Tasse schlürfen durfte, mit der Mutter in im-

mer lebhaftere Unterhaltung vertieft. Dabei trachtete ich mit der ganzen Neugier eines geweckten, phantasievollen Kindes, nach Möglichkeit auch etwas davon zu verstehen.

Petersburg und Kaiser Nikolaus, der sich damals in der Mitte der dreißiger Jahre befand, und das Leben am dortigen Hofe bildete den Hauptgegenstand von Tante Mechthilds lebendigen Schilderungen. Sie hatte erst vor kurzem die Reise nach der nordischen Zarenresidenz mit ihrer geliebten Kronprinzessin Elisabeth von Preußen und deren Gemahl, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm IV. zurückgelegt und war von der Erinnerung all des Erlebten und Gesehenen noch ganz erfüllt. Tante Mechthild konnte von den Anstrengungen und Unbequemlichkeiten der wochenlangen, nur im Wagen und mit immer neuen Relais zurückgelegten Fahrt nicht genug erzählen. Mit lebhafter Bewunderung sprach sie von dem stolzen, durch Gestalt und Haltung gleich imponierenden Kaiser Nikolaus, den man dazumal einen der schönsten Männer Europas nannte, und der ätherisch zarten, lieblich anmutigen Kaiserin Alexandra Feodorowna, einer preussischen Prinzessin, deren Liebe immer der Heimat zugewandt geblieben war. Sie begrüßte demnach auch ihre deutschen königlichen Verwandten mit innigster Freude und legte überhaupt ihre Vorliebe für alles, was aus dem Vaterlande kam oder zu demselben in Beziehung stand, nur zu sehr an den Tag, um dadurch nicht bei den Russen anzustoßen. „Sie war zu stolz, um nicht wahr zu sein,“ wie einstmals die Prinzessin Marianne Wilhelm von der Kaiserin sagte. Tante Mechthild war von der Huld und Hoheit, der Herzengüte und Leutseligkeit der den Russen gegenüber oft so stolzen Kaiserin auf das wärmste eingenommen. Wie lauschte ich all diesen Schilderungen von der feenhaften Pracht des russischen Hofes, der Feste in Zarstojke Selo und im Winterpalaste, obgleich ich vieles von alledem nur halb und manches gar nicht verstand. Nachdem ich gefrühstückt und mich erwärmt hatte, erhob sich Tante Mechthild plötzlich.

„Nun ist es aber nötig, sofort mit der Kleinen nach der Wendeltreppe zu gehen, wenn sie den König sehen und nicht auf seinem Wege zur Kronprinzessin verfehlen soll!“ rief sie eifrig und nahm mich bei der Hand.

„Komm schnell, mein Kind,“ fuhr sie lebhaft fort, „denn der König ist von pedantischer Pünktlichkeit, und ich könnte nach ihm meine Uhr zu stellen wagen. Verzeih, liebe Minna!“ — fuhr sie zu meiner Mutter gewendet fort. „Aber auch du wünschst ja,

daß die Kleine den allverehrten König einmal ganz in der Nähe sehe, und freust dich gewiß, wenn er sie anreden und ihr Beachtung schenken sollte. Also nicht eine Minute mehr gezögert!" Befangen und vor Ehrfurcht zitternd, warf ich noch einen fragenden Blick auf die Mutter zurück, die mir ermutigend zunickte, und trippelte neben der schönen, mir eigentlich doch ziemlich fremden Tante durch den langen Korridor des königlichen Schlosses nach der stufenlosen Wendeltreppe. „Ruhig, Kleine, da kommt der König!" sagte die Tante, nachdem wir kaum an der Treppe angelangt waren, und zog mich halb zurück in eine Fenstervertiefung.

Mir stockte der Atem, und mit weit aufgerissenen Augen starrte ich den Korridor hinab, an dessen äußerstem Ende ich jetzt einen großen, etwas gebückt daherschreitenden Herrn im einfachen Überrock auf uns zukommen sah. Fragend blickte ich zur Tante auf. Sollte das ein König, unser preussischer König sein? — Unmöglich!

„Nun Kleine, einen tiefen Knix, wenn der König bei uns vorüber kommt!"

Du siehst ja aus, als sähest du einen Geist! Hast dir den König wohl mit Scepter und Krone, wie in deinem Bilderbuche, vorgestellt?" sagte lachend die Tante, und zog mich fester an sich. Aber bevor ich noch antworten oder mich von meinem Erstaunen erholen konnte, hatte König Friedrich Wilhelm der Dritte uns erreicht und stand jetzt, durch die tiefe Verbeugung der Tante aus seinem ruhigen Sinnen erweckt, dicht vor uns.

„Gut gehen? — Kronprinzessin wohl? — Kleiner Besuch hier?" fragte der große Herr im schlichten, grauen Überrock, dessen Name stets mit tiefer Ehrfurcht von meinen Eltern und Angehörigen genannt worden war, und reichte Tante

Mechthild die Hand, welche diese ehrerbietig küßte, während ich, tief bis zur Erde meinen Knix machte. Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln übersog das Gesicht Friedrich Wilhelms des Gerechten, wie ihn sein Volk in dankbarer Verehrung nannte, und gütig auf mich niederblickend, streichelte er mir die erglühende Wange.

„Wohl noch nie in Berlin? Schön finden? Besonders Christmarkt, ganz für Kinder!" sagte der König und wandte sich dann wieder zu Tante

Mechthild, die er in seiner kurz abgebrochenen, aber charakteristisch gütigen Art und Weise näher über mich und meine Eltern befragte. — Daß ich selbst nicht den Mund aufzuthun und mich eines drückenden Gefühles der Beklemmung nicht zu erwehren vermochte, versteht sich von selber, und erst nachdem der König sich, nach leichtem Kopfnicken, wieder entfernt hatte und hinter dem letzten Mauerpfeiler des Korridors verschwunden war, that ich einen langen Atemzug der Erleichterung.

„Dummes kleines Ding! Konntest du nicht ant-

worten?" rief Tante Mechthild heiter und nahm wiederum meine Hand, die sie bei der Anrede des Königs hatte fahren lassen. — „Ach, Tante, ich habe mir einen König so nicht vorgestellt!" sagte ich, noch ganz verschüchtert — von dem so freundlichen und dennoch meinen Vorstellungen durchaus nicht entsprechenden Eindruck bewegt.

„Nun, du hast unseren guten Friedrich Wilhelm den Dritten gesehen, er hat dir die Wange gestreichelt, dich angeredet, und das wirst und sollst du niemals vergessen!" entgegnete die Tante.

„Doch nun schnell zur Mutter zurück! Ich weiß, diese gütvolle Berücksichtigung des Königs, seine Erinnerung an sie und deinen Vater wird



ihr eine große Freude sein, und wir wollen sie ihr nicht länger vorenthalten!" Ja, ich wußte es, welche hohe Freude meinen Eltern aus dieser Begegnung erwachsen würde. Kannte ich doch ihre tiefe Verehrung für den edeln König, dessen schwere Schicksale ich so oft aus ihrem Munde gehört hatte.

Das war also der teure König, der nach allen den unglücklichen Schlachten gegen Napoleon den furchtbaren Zusammenbruch seines Reiches erlebte, der mit der liebenswürdigsten und besten Königin an den fernsten Grenzen seines Staates Zuflucht suchen mußte. Das war der gütige Herr, mit dem sein Volk so schwere, bittere Jahre des Unheils in Liebe und Treue zusammengestanden und der es endlich zu begeisterter Erhebung, zu Kampf und Sieg gegen den Unterjocher geführt hatte. Das war er, der edle Fürst, der als ein Beispiel treuer Pflichterfüllung, schlichter Wahrhaftigkeit, frommer Ergebung und Geduld, der durch sein schönes Familienleben seinem Volke vorleuchtete und nach Eintritt des Friedens durch seine liebevolle Sorge, weise Sparsamkeit und segensreichen Maßregeln alle die tiefen Schäden auszugleichen suchte, welche der furchtbare Krieg seinem Lande geschlagen. Ich hatte ihn gesehen, und er hatte sich mir so freundlich und gütig gezeigt. —

Lange, lange Jahre sind seitdem vergangen, aber immer noch steht dieser denkwürdige Tag in lebendiger Frische und Klarheit in meiner Erinnerung. Ich habe viel seitdem erlebt, viel mit kaiserlichen und königlichen Herrschaften verkehrt und darf mich ihrerseits mancher besonderen Huld und Gnade rühmen; aber nichts von allem, was mir an Auszeichnungen dieser Art geworden, hat jenen Eindruck aus der Kinderzeit in gewisser Weise zu übertreffen, geschweige denn ihn zu verwischen vermocht, wie ich denn auch behaupte, daß gewedte und warm empfindende Kinder ein weit tieferes Gefühlsleben führen, als Erwachsene es leider meistens annehmen:

„Es trägt gar mancher Alte,  
„Des Aug' längst nicht mehr flammt,  
„Im Antlitz eine Falte,  
„Die aus der Kindheit stammt.

Ich habe als Kind vieles Schwere erlebt, aber auch so tief empfundene Kinderlust, so reiche Kindheitsfreuden, gerade in der anspruchslosen Einfachheit meines Elternhauses, genossen, deren ich mich mit Wonne erinnere, daß ich bezüglich jener so schnell hinschwindenden Lebensjahre wohl ausrufen darf:

„Was vergangen, lehrt nicht wieder,  
Aber sank es leuchtend nieder,  
Leuchtet's lange noch zurück.“

## Sonntag-Morgen.

Von Georg Scherer.



om Dorf her über die Felder  
Tönt frommer Glockenklang;  
Es lauschen stumm die Wälder  
Am steilen Bergeshang.

Gelehnt an seinem Stabe  
Bei seinen Schafen steht  
Der arme Hirtenknabe  
Und spricht sein still Gebet.

„Herr, da ich nicht kann weilen  
Zur Stund' in deinem Haus,  
Laß deinen Segen eilen  
Zu mir aufs Feld heraus!“

Und wie der Engel Scharen,  
Die durch die Lande ziehn,

Den Knaben dort gewahren,  
Da schweben sie um ihn,

Und stimmen an ganz leise  
Den wunderbaren Sang,  
Der sonst zu Gottes Preise  
Im Himmel nur erklang.

Und als ihr Lied zu Ende,  
Sie still von dannen gehn;  
Er faltet fromm die Hände  
Und wagt nicht umzusehn.

Doch als die Glocken wieder  
Ertönen feierlich,  
Kniert er andächtig nieder  
Und betet still für sich.



## Onkel Obristleutnant.

Erzählung von M. Gerhardt.

Original-Zeichnungen von E. Zimmer.



Hans stand am Fenster und blickte auf die Straße hinab, den Arm zärtlich um sein kleines Schwesterchen geschlungen, das neben ihm auf dem Fensterbrett saß und allershand Fragen that, zuweilen dieselbe zwei-, dreimal, denn Hans war heut zerstreut und einsilbig im Antworten. — Die hohen Häuser an der Straße drüben warfen nur ganz kurze Schatten, auf dem Trottoir eilten die Schulkinder lustig in der glühenden Mittagssonne nach Hause; zuweilen warf eines einen mitleidigen Blick auf das Grün, das unten vor der Hausthür gestreut war, und zu dem Fenster hinauf, wo die Kinder standen. Hans war nicht in der Schule gewesen, und es kam ihm vor, als sei der Tag schon unendlich lang. Und als Else fragte, wie sie schon oft gethan, wann denn die Mama nach Hause käme, traten ihm die Thränen in die Augen, denn er hatte morgens mit der Kleinen am offenen Grabe gestanden, in das man seine liebe Mutter gesenkt, und es war heut der schwerste und traurigste Tag seines Lebens, denn auf des Vaters Tod wußte er sich nur dunkel zu besinnen; damals war Else noch ganz klein gewesen, und er selbst hatte kaum verstanden, welcher schwerer Verlust ihn betroffen. Blieb ihnen beiden doch die Mutter. Jetzt aber waren sie ganz verwaist.

„Kommt Mama gar nicht wieder zu uns? Ist sie beim Papa und beim lieben Gott im Himmel?“ fragte Else, wiederholend, was man ihr heut und die Tage vorher so oft auf ihre Fragen nach Mama zur Antwort gegeben.

„Ja, liebe Else. Wir beide sind jetzt ganz allein auf der Welt.“

„Aber du bleibst doch bei mir, Hans?“ fragte die Kleine und streichelte die Wangen des Bruders, über welche helle Thränen niederliefen.

„Ja, Else, ich bleibe bei dir.“

„Immer, immer, Hans?“ — Das Kind schlang seine weichen Armchen schmeichelnd um des Bruders Hals und drückte sich fest an ihn. Er küßte sie und wiederholte betuernd: „Immer, immer.“

Nebenan in dem Wohnstübchen, das die Verstorbene stets so schmuck und zierlich gehalten, saßen ein Herr und eine Dame in ernstem Gespräch beisammen. In die Hände dieser beiden war das Geschick der jungen Waisen gelegt, es waren die nächsten

Angehörigen ihrer verstorbenen Eltern, denen im Leben weder Glücksgüter noch einflussreiche Beschützer beschieden gewesen waren. Der Onkel Obristleutnant, der jetzt mit seiner graden festen Gestalt, dem strengblickenden Gesicht und dem martialischen grauen Schnurrbart so stramm und stattlich auf dem Sopha saß, hatte sich bei Lebzeiten seiner Nichte wenig um sie und die Ihrigen gekümmert. Ihre Schwägerin Therese, die bescheidenlich auf einem Rohrstuhl seitwärts saß, war eine arme Lehrerin, die erst seit einem Jahre aus England heimgekehrt war und in der Nähe der Stadt ein kleines Pensionat gegründet hatte. Sie hatte die letzten Nächte am Krankenlager gewacht, das Begräbniß geleitet und alles im Hause geordnet, obgleich sie selbst daheim schwer abkam, und war ein wenig überrascht gewesen, als am Begräbnistage der alte Herr erschien, mit seinem steifen militärischen Anstand als Leidtragender hinter dem Sarge herschritt und sie dann aufforderte, die Regulierung des Nachlasses und die Zukunft der Kinder mit ihm in Beratung zu ziehen.

Freilich war das alles ganz in der Ordnung. Die Verstorbene hatte von dem Krankenlager einen rührenden Brief an ihren Oheim geschrieben, ihn gebeten, die Vormundschaft über ihre Kinder zu übernehmen und diese nicht zu verlassen. Aber sie hatte nicht erwartet, daß er mehr, als Pflicht und Ehre durchaus gebot, für die ihm Anbefohlenen thun würde. Zwar war er ein sehr wohlhabender Mann, seit langen Jahren verwitwet und kinderlos, allein er lebte für sich allein, kümmerte sich wenig um andere Menschen und war überhaupt ein wunderlicher, eigensinniger alter Herr. Mit der Heirat seiner Nichte war er sehr unzufrieden gewesen, da sie einem armen Schriftsteller ihre Hand gereicht, der noch dazu in Bezug auf manche Staatsverhältnisse eine Richtung vertrat, welche dem Onkel ein Greuel war. Er hatte sich verleugnet, als das junge Paar seinen Besuch gemacht, und erst nach dem Tode ihres Mannes hatte sich sein Herz für das Kind seiner einzigen Schwester erweicht. Wenn die junge Witwe ihm am Neujahrstage ihren Besuch machte, wurde sie freundlich empfangen, er nahm Hans bei der Hand, zeigte ihm seine Degen und Ordenssterne, die Epauletten mit den Goldraupen und den prachtvollen Helm mit dem goldenen Adler, den er schon seit Jahren nicht mehr trug. Fragte wohl auch, ob Hans einmal

Offizier werden wolle, und drückte ihm zum Abschied jedesmal einen blanken Thaler in die Hand, den Hans daheim in seine Sparbüchse that. Allein nie lud der Onkel zum Wiederkommen ein, nie erwiderte er den Besuch.

Die Bestimmungen über die bescheidene Hinterlassenschaft der Verstorbenen, das kleine Kapital, wovon die Familie gelebt, waren bald getroffen. Der Obristleutnant war der Meinung, die Sorge dafür seinem Rechtsanwalt zu übertragen, womit Tante Therese ganz einverstanden war.

„Hatte meine Nichte besondere Wünsche betreffs des Verbleibens ihrer Kinder?“ fragte der alte Herr hierauf.

„Sie wünschte wohl, ich möchte die Kinder zu mir nehmen,“ sagte Therese zögernd. „Und ich thäte es von Herzen gern, indeß —“

„Bitte, sprechen Sie aus, mein Fräulein!“

Die schnarrende Stimme des Obristleutnants klang etwas befehlshaberisch und ungeduldig. Tante Therese gab ihre Antworten nicht so rasch und bestimmt, wie er es gern hatte, sie gefiel ihm überhaupt nicht in ihrem schlechtstehenden schwarzen Kleide, mit dem dünnen blonden Haar, der Brille auf der vorspringenden Nase, die jetzt vom Weinen etwas gerötet war, und mit den grünlich grauen Augen, die immer ins Weite zu blicken schienen und selten den, mit dem sie sprach, grade ansahen. Tante Therese fühlte, daß sie dem alten Herrn so, wie sie nun eben war, nicht behagte, und das machte sie erst recht besangen.

„Ich wohne auf dem Lande, Herr Obristleutnant,“ antwortete sie bescheiden, „und der Knabe muß doch in die Schule gehen. Zum Winter verlassen mich zwar meine Pensionärinnen, die meist schwächliche Kinder sind und in der Landluft sich kräftigen sollen; allein ich unterrichte auch die Kinder des Pfarrers, und meine kleine Wohnung dort ist sehr billig. Wir müssen in der Stadt ein Unterkommen für die Kinder suchen. Leider wird die kleine Erbschaft, die ihnen später dazu dienen könnte, sich selbstständig zu machen, dadurch stark geschmälert.“

„Richtig, mein Fräulein,“ bestätigte der alte Herr. „Es fragt sich nun, ob Sie das kleine Mädel zu sich nehmen wollen, — natürlich gegen eine angemessene Entschädigung, die der Erbschaftssumme nicht zur Last fallen würde.“

Tante Therese wurde rot und richtete ihre Augen plötzlich fest und gerade, und sogar mit recht stolzem Ausdruck auf die des alten Herrn.

„Die Kinder meines Bruders, Herr Obristleut-

nant, werden bei mir immer eine Heimat haben,“ versetzte sie mit Würde.

„Pardon, mein Fräulein,“ war die höfliche Erwiderung. „Mein Vorschlag war in der besten Absicht gethan. Also an der Kleinen wollen Sie Mutterstelle vertreten. Natürlich stehe ich Ihnen mit Rat und That zur Seite, so oft es Ihnen gefällt, sich an mich zu wenden. Den Jungen nehme ich.“

Der alte Herr strich zufrieden seinen grauen Schnurrbart, indem er seinen Entschluß so bestimmt, als sei kein Widerspruch denkbar, aussprach. Allein Tante Therese rief betroffen aus: „Sie wollen doch die Kinder nicht trennen?“

Der Obristleutnant runzelte die Stirn: „Soll ich mich mit kleinen Mädchen befassen, mein Fräulein?“

„Gewiß nicht, — aber —“

„Aber, mein Fräulein,“ wiederholte er streng. „Wollen Sie die Erziehung des Jungen übernehmen? — Ich habe gewaltigen Respekt vor Ihrer Gelehrsamkeit, ich bin überzeugt, Sie schrecken nicht einmal vor Latein und Griechisch zurück, aber was aus einem Kinde einen Mann macht, das ist nicht Gelehrsamkeit, sondern Disziplin, strenge und konsequente Disziplin, mein Fräulein, und die soll der Junge bei mir erhalten.“

Der Obristleutnant richtete sich stramm in die Höhe, zog das stattliche Doppelkinn in die Binde zurück, strich mit beiden Händen das dünne graue Haar an den Schläfen zurecht und erhob sich, als sei die Sache abgemacht. — Tante Therese war innerlich enttäuscht über die tyrannische Rücksichtslosigkeit, den spöttisch überlegenen Ton des alten Herrn.

„Kinder sind doch keine Rekruten!“ rief sie aus. „Keine Sklaven, die willenlos aus einer Hand in die andere gegeben werden. Wollen Sie die natürlichsten, heiligsten Gefühle zertreten, Bruder und Schwester die sich allein in der Welt geblieben, einander entfremden, so werden Sie kaltherzige Egoisten erziehen, die vielleicht ihr eignes Wohl, niemals aber das eines andern begründen und befördern lernen.“

„Das wird die Zukunft lehren,“ versetzte der alte Herr, ein wenig von oben herab lächelnd.

Tante Therese war über ihre eigene Festigkeit erschreckt und suchte einzulenken, denn sie sah wohl ein, daß es für Hans ein Glück sei, wenn der angesehenere Verwandte sich seiner annahm, und daß es sehr unklug wäre, ihn zu erzürnen.

„Lassen Sie die Kinder wenigstens die nächsten

Wochen beisammen, bis sie sich in ihre neue Lage gewöhnt haben," bat sie eindringlich.

"Damit wir nach Ablauf dieser Wochen die nämliche Schwierigkeit vor uns sehen? — Nein, nein, je früher die Kinder lernen, der Notwendigkeit gehorchen, um so besser. Die Damen sind allzu weichherzig."

"Und Sie wollen Hans und Else nicht wenigstens selber fragen, ob sie ihren Pflegeeltern gern folgen?"

Der Obristleutnant zuckte ungeduldig mit der Achsel. Allein er war kein harter Mann und wollte auch nicht, daß die Tante ihn dafür hielte. So antwortete er ziemlich spöttisch: „Wären Sie General,

so ließen Sie die Soldaten abstimmen, ob sie der Marschordre gehorchen wollen, nicht wahr, mein Fräulein? — Allein Ihr Wunsch ist mir Befehl."

Er trat in die Thür und rief Hans zu sich, nahm dann seinen Platz auf dem Sopha wieder ein, faßte die Hand des Knaben, zog ihn nahe zu sich heran und fragte freundlich: „Nun, Hans, du sollst mit mir gehn und bei mir bleiben, wenn du brav bist. Willst du?"

Hans blickte treuherzig zu dem Onkel auf, er hatte immer Zutrauen und Ehrfurcht für den vornehmen alten Herrn gefühlt, und jetzt in seiner Trauer und Verlassenheit ging ihm bei den gütigen Worten desselben das Herz auf. „Ja, ich will, Onkel," sagte er, indem ihm wieder Thränen in die Augen traten. „Und ich werde immer brav sein."

Der Onkel streichelte sanft über das braune Lockenhaar des Knaben und warf der Tante einen triumphierenden Blick zu, stand auf und verabschiedete sich, indem er versprach, gegen Abend wiederzukommen und sie und die Kleine in seinem Wagen nach Hause zu bringen.

Es war Hans keinen Augenblick zu Sinn ge-

kommen, daß, wo er bliebe, sein Schwesterchen nicht ebenfalls Aufnahme finden solle. Als der Obristleutnant gegangen, faßte sich Tante Therese ein Herz, ihn darüber aufzuklären. Er starrte sie, bleich vor Schreck und ungläubig an.

"Das geht nicht, Tante," sagte er entschieden. „Ich muß bei Else bleiben, oder Else bei mir. Soll sie vor Sehnsucht krank werden und sterben, wie Mama? — Ich werde dem Onkel sagen, daß das nicht geht."

Tante Therese machte ihm nun begreiflich, wie gut und wichtig es für ihn und auch für Else sei, daß der Onkel ihn als sein eigen Kind erziehen

wolle, und daß er sich nicht weigern dürfe, ihm zu folgen. Sie sprach mit ihm, wie mit einem Erwachsenen, und Hans, der, obwohl erst zwölf Jahr alt, sehr verständig war, sah wohl ein, daß sie recht hatte. Allein noch schien es ihm unmöglich, sich diesem harten Gebot zu unterwerfen.

"Ich habe meiner Mama gelobt, Else niemals zu verlassen," erklärte er. „Der Onkel kann mir nicht verbieten, mein Wort zu halten."

Tante Therese beschwor ihn mit den herzlichsten Worten, sich zu fügen, erzählte ihm, wie sie vergeblich alles aufgeboten, den Onkel umzustimmen, aber gewiß werde er, wenn Hans sein Wohlwollen nicht durch Widerspruch verscherze, ihm gestatten, sein Schwesterchen öfters zu besuchen. Sie selbst wolle die Kleine lieben und für sie sorgen wie eine Mutter. Hans zweifelte daran nicht, er wußte, daß Tante Therese sehr gut war, allein Else fürchtete sich vor ihrer Brille und mochte sie nicht recht leiden.

Die Kleine hatte zum Glück keinen Begriff davon, was über sie beschlossen war. Als sie mit Hans und den Erwachsenen in des Onkels schönem Wagen zur Stadt hinausfuhr, gefiel ihr das gar wohl. Sie



deutete erfreut mit dem Fingerchen auf die kleinen Kinder, die an der Straße spielten, auf den Storch, der auf dem Dach eines Bauernhauses saß, an welchem man vorbei kam, auf die fleckigen Kälbchen, die lustig auf der Weide sprangen. Oh man sich's versah, hielt der Wagen, der Onkel stieg aus und half der Tante hinaus, Hans umschlang sein Schwesterchen, küßte es innig und raunte ihm zu: „Morgen komme ich zu dir, lieb' Elschen, sei artig und geduldig, ich bringe dir auch was Schönes mit.“

Das Kind starrte ihn mit seinen großen blauen Augen verwundert an, dann hatte die Tante es auf den Arm genommen, drückte es liebevoll an sich und eilte mit ihm ins Haus. Der Obristleutnant war wieder eingestiegen, der Kutscher lenkte die Pferde herum und schnalzte mit der Peitsche. Hans drückte sich in eine Ecke, er weinte nicht, die Kehle war ihm wie zugeschnürt; ihm war zu Mut, als habe er jetzt erst Vater und Mutter verloren, und sei allein, ganz allein auf der Welt. Erst als man der Stadt nahe war faßte er Mut, eine Frage zu thun.

„Wann darf ich mein Schwesterchen besuchen, Onkel?“

Der alte Herr hatte seine kurze Pfeife angezündet und schmauchte behaglich vor sich hin. „Wollen sehen, mein Junge,“ sagte er. „Thust du in der Schule und sonst deine Pflicht, so werde ich dich einmal Sonntags hinfenden.“

„Nächsten Sonntag, lieber Onkel?“ bat Hans flehend.

Der Obristleutnant lachte: „Warum nicht gar? — Möchtest dich wohl am liebsten der Tante an die Schürze hängen? — Frage nach vier Wochen wieder an. — Nein, Hans, das Weiberregiment wollen wir uns hübsch vom Halse halten, alte Jungfern und Gouvernanten sind nichts für uns beide. Dein Schwesterchen wird es dort sehr gut haben, wir zwei aber bleiben beisammen als wackere Kameraden, nicht?“

Er hielt die Hand hin, Hans biß die Zähne aufeinander, drängte die Thränen zurück und schlug ein.

Noch nie hatte Hans so schön gewohnt, als in dem hellen geräumigen Quartier des Obristleutnants, das in einer der ansehnlichsten Straßen der Stadt gelegen war, und in welchem ihm ein eignes nettes Stübchen neben des Onkels Schlafzimmer angewiesen wurde, wo er seine Bücher und Sachen, die im Laufe des Tages hierher geschafft worden, bereits vorfand. Noch nie hatte er an so wohlbesetzter Tafel gespeist, als diesen Abend, und doch brachte er keinen Bissen hinunter, obgleich der Onkel freundlich ermutigte, zuzulangen. In der Nacht konnte Hans nicht schlafen und dachte immer, ob

klein Elschen jetzt auch wach läge und weinte. Erst als er am folgenden Morgen in die Schule ging, sich auf seinen gewohnten Platz setzte und aufmerksam dem Lehrer zuhörte, ward es ihm ruhig und tröstlich zu Mut. Hier war noch jedes wie sonst, und er fühlte, daß nicht alles zusammengebrochen war mit seinem eigenen Geschick, daß er selbst nur ein winziger Teil des großen Ganzen sei, das ruhig und unwandelbar seinen stillgemessenen Lauf vorwärts geht, unbekümmert um Glück und Leid des Einzelnen, und daß er selbst geduldig und mutig vorwärts gehen müsse, wenn er sich und seiner Schwester mit der Zeit ein fester Halt sein wollte. Er war fleißig, wie nie, und setzte sich, als er nach Hause kam, sofort wieder an die Bücher. Der Onkel nickte zufrieden, als er mittags eintrat, sich in seinem Stübchen umzusehen. Bei Tisch sprach der alte Herr wenig, legte aber Hans selbst die besten Bissen vor und drang darauf, daß er aß. Pünktlich um fünf Uhr ging er in seinen Schachklub und fragte Hans, ob er sich, wenn er seine Arbeiten gemacht, mit den Kameraden tummeln wolle. Hans bat um Erlaubnis, einen Spaziergang zu machen, der Onkel hatte nichts dagegen.

„Du wirst dich aber doch nicht umhertreiben?“ fragte er, die starken Augenbrauen grimmig zusammenziehend. „Gnade dir Gott, wenn mir etwas Ungehöriges von dir zu Ohren kommt. Punkt halb neun essen wir Abendbrot, eine Viertelstunde früher mußt du zu Hause sein.“

Er ging, ohne ein besonderes Versprechen von Hans zu verlangen. Dieser fühlte, daß der Onkel ihm trotz seiner barschen Art wohlwolle und vertraue, und daß er im Begriffe sei, dies Vertrauen zu täuschen. Das war ein bitteres Bewußtsein, allein was konnte er thun? — Mußte ihm das Gebot der Mutter nicht über alles andere heilig sein?

So sein Gewissen zum Schweigen bringend, hatte Hans die Straßen der Stadt durchkitt und befand sich bereits in der Vorstadt, wo einzelne schöne Landhäuser, von weittläufigen Gärten umgeben, zwischen öden Bauplätzen lagen. Wie leere Augenhöhlen starrten die schwarzen Fensteröffnungen aus fahlen Mauern auf ihn nieder. Hier rauchte der hohe Schornstein einer Fabrik, dort erstreckte sich eine Reihe elender Arbeiterhäuschen; zur Linken auf einer Anhöhe erhob sich eine Windmühle, deren Flügel sich in dem frischen Winde lustig drehten. Dann folgten Acker und Wiesen. Noch nie war Hans allein so weit vor die Thore gekommen, und es wurde ihm bänglich zu Mut, als jetzt die Landstraße sich teilte; zwar hatte er sich gestern genau

den Weg gemerkt, allein um ganz sicher zu sein, wandte er sich doch lieber an einen Knecht, der vom Sattलगaul ein hochbeladenes Heufuder lenkte. Bald erkannte er das Wäldchen mit dem Teich davor, in welchen gestern ein kleines Mädchen mit hochgehobenem Röckchen hineingewatet war, die Enten hinauszujagen zum herzlichen Vergnügen Elses. Hinter dem Walde lag ein stattlicher Gutshof, auf den gemauerten Pfeilern des Thorwegs, der nach der Straße führte, gähnten graue steinerne Löwenköpfe. Eine weite Mauer schloß den Park ein, und als der Weg um die Ecke derselben bog und die hohen, schattigen Baumkronen nicht länger die Aussicht hinderten, jauchzte Hans auf. Vor ihm, gar nicht mehr fern, erhob sich der Kirchturm des Dorfes, hinter der Kirche mußte das Häuschen der Tante liegen. Jetzt war es, als ob ihm an den Füßen Flügel wüchsen. Er glaubte, keine Minute mehr seine kleine Else missen zu können. In vollem Lauf erreichte er das Dorf, atemlos, in Schweiß gebadet, öffnete er die Hausthür, als Tante Therese eben drüben aus dem Garten in den kleinen Flur trat.

„Um Gotteswillen, Hans, was ist geschehen?“ rief sie erschreckt. „Wie kommst du her?“

„Ich will nur Else gute Nacht sagen und sie zu Bett bringen, Tante,“ stammelte Hans halb lachend, halb weinend. „Sei mir nicht böse, ich hatte es ihr versprochen.“

„Welche Tollheit, Kind!“ schalt die Tante, noch immer ganz bestürzt. „Eine gute halbe Meile bist du gelaufen, und so allein! — Wenn das der Onkel wüßte! — Er würde mir die Schuld beilegen. Das darf nicht zum zweitenmal geschehen, Hans.“

Hans umschlang die Tante inbrünstig bittend. „Verbiete es mir nicht und sage dem Onkel nichts! Du weißt, ich soll Else nicht verlassen.“

Die Tante schüttelte unzufrieden und besorgt den Kopf, trocknete den Schweiß von der Stirn des Knaben und führte ihn nach dem Balkon, wo Else blaß und betrübt auf ihrem Stühlchen saß. Um sie her standen die kleinen Mädchen, welche die Tante erzog, wetteifernd bemüht, der Kleinen ein Lächeln, ein freundliches Wort abzugewinnen. Eine ließ ein Hündchen die drolligsten Sprünge machen, die andere hatte eine schöngeputzte Puppe herbeigeholt, die dritte ein Körbchen mit Erdbeeren. Aber Else schob alles stumm und unlustig zurück. Sie hatte die halbe Nacht geweint und immer nach der Mama und nach Hans verlangt, am Tage hatte sie sich scheu und ängstlich in ein Winkelchen gedrückt, den freundlichsten Liebkosungen der Tante

war es kaum auf ein Viertelstündchen gelungen, sie zutraulich zu machen. Als sie jetzt Hans gewahrte, stieß sie einen Jubelschrei aus und klammerte sich an ihn, als wolle sie ihn nie wieder loslassen. Beide Kinder brachen in Schluchzen aus und beruhigten sich erst allmählich wieder. Dann wurde Else ganz vergnügt und plauderte und lachte, Milch und Semmel, die sie zum Abendbrot erhielt, schmeckten in des Bruders Gesellschaft herrlich, endlich brachte er die Kleine in ihr Bettchen, sie versprach, morgen tagüber heiter zu sein, bis er nach der Schule wieder zu ihr käme, und schlief mit rosigem Wangen, seine Hand in der ihren, ein. Darauf machte er sich eilends auf den Weg, denn die Sonne neigte sich bereits dem Horizont zu. In der Nähe des Gutshofes kamen ihm zwei Knaben seines Alters auf hübschen grauen Ponys entgegengesprengt. Hätte ich doch solch Pferdchen! — dachte Hans sehnsüchtig, schritt aber, ungeachtet er sich tüchtig ermüdet fühlte, tapfer fürbaß. Da lag die Stadt im Abendnebel vor ihm, aus hundert Schornsteinen stieg Rauch auf, den die untergehende Sonne rosig vergoldete. Hans beschleunigte seinen Schritt, die Uhr am Kirchturm wies bereits auf acht, als er dort vorbeikam, und als er mit klopfendem Herzen und fliegendem Atem sein Stübchen betrat, war es eben ein viertel auf neun. Fünf Minuten später kam der Onkel nach Hause, und gleich darauf wurde zum Abendessen gerufen. Heut fehlte es Hans nicht an Appetit, der Onkel schnunzelte wohlgefällig, als das zweite Butterbrot ebenso schnell verschwand, wie das erste, und schob ihm den Teller mit kaltem Braten näher hin. „Nur dreißt, mein Junge!“

Beschämt und betrübt, zum erstenmal im Leben etwas verbergen zu müssen, schlich Hans in sein Stübchen zurück. Und doch mußte er froh sein, daß der Onkel nichts gemerkt hatte. Sobald dieser am folgenden Abend genau zur selben Stunde wie gestern in den Schachklub gegangen, machte Hans sich ebenfalls wieder nach dem Dorfe auf. Heut schien ihm der Weg viel kürzer, Else erwartete ihn schon an der Hausthür und lief ihm jubelnd entgegen, als sie ihn von weitem sah. Sie war schon etwas vertrauter mit ihrer Umgebung, führte Hans in die Erdbeeren und duldete widerstrebend, daß die kleinen Mädchen sie hätschelten, obgleich sie kein Wort aus ihr herausbekamen. Die Tante bat Hans dringend, nicht wiederzukommen, er ließ den Kopf hängen, sagte weder ja noch nein, aber am folgenden Abend war er wieder da.

So kam der Sonntag heran. Im Stillen hatte Hans doch noch gehofft, Erlaubnis zum Besuch seiner

Schwester zu erhalten. Allein am Sonnabend hieß der Onkel ihn all seine Arbeiten pünktlich vollenden und morgen zeitig aufstehen. Frühmorgens weckte er selbst den Knaben und führte ihn auf den Bahnhof, wo ein Zug zum Abgehen bereit stand. Sobald beide ihre Plätze in einem Coupé eingenommen, wurde das Zeichen gegeben, und der Zug brauste dahin durch den frischen heitern Sommermorgen, weit ins Land hinaus, bis sich blaue Bergkuppen am Horizont erhoben und bewaldete Felsabhängen sich dicht an das Bahngelände drängten. Endlich hielt der Zug, die beiden stiegen aus und wanderten bergaufwärts unter frischdunstenden Tannen, zwischen denen hier und da der tiefblaue Himmel herniederlachte, an schroffabstürzenden Felsklüften entlang, durch dunkelschattige Schluchten am Rande eines sprudelnden Bächleins, das bald zwischen Steingeröll verschwand, bald wieder schäumend und brausend aufsprang. — Hans war glücklich! — Wie viel Herrliches hatte er vom Gebirge gehört und gelesen, heut durfte er's zum erstenmal mit Augen sehen. Der Onkel schritt kräftig aus, seine kurze Tabakspfeife im Munde, und strich zuweilen stillzufrieden seinen Schnurrbart. In seiner wortkargen Weise machte er Hans auf alles Neue und Wissenswerte aufmerksam, auf die Fährte des Wildes, den Ruf der Vögel, die Kräuter, die nur hier auf der Höhe wuchsen, die Moose auf der Wetterseite der Bäume, auf den Lauf des Wassers, die verschiedenen Gesteinarten und ihre Lagerung, die den Zug der Bergrücken bestimmt. Endlich wurde in einem kleinen Försterhause Rast gehalten und ein frugales Mittagsmahl unter rauschenden Tannen verzehrt; dann trat man den Rückweg an. So wundervoll war das alles, und der Onkel so gut — hätte nur Hans nicht immer daran denken müssen, daß Else heut vergeblich auf ihn warte und gewiß sehr unglücklich sei.

Am folgenden Sonntag litt der Onkel am Podagra und konnte nicht ausgehen. Hans saß bei ihm, las ihm aus der Zeitung vor und spielte Schach mit ihm. Abends, als die Schmerzen nachließen, wurde der alte Herr heiterer und erzählte von den Feldzügen in Dänemark und Böhmen, in denen er mitgefochten, Hans mußte die Karte holen, wo die Marschroute des preußischen Heeres mit Bleistift aufgezeichnet und jedes Schlachtfeld rot angestrichen war. — „Möchtest du auch Offizier werden?“ fragte der Onkel, und als Hans freudig bejahte, streichelte er ihm die Locken und sagte: „Bleibe nur gut und brav, so wird einmal ein tüchtiger Kerl aus dir.“

Am dritten Sonntag ging Hans mit dem Onkel in die Kirche und begleitete ihn dann auf den Parade-

platz. Es sah prächtig aus, wie die Sonne auf den blanken Helmen und Waffen der Soldaten und Offiziere blitzte, die da in kriegerischem Pomp aufzogen. Der Onkel schaute dem glänzenden Schauspiel ebenso vergnügt zu, wie der Knabe, und erklärte diesem die Bewegungen der Bataillone und Zweck und Nutzen der verschiedenen Waffen. Nachmittags aber ließ er einen Wagen holen und hieß Hans einsteigen.

„Jetzt fahre du zu deinen Frauenzimmern, und mache der Tante eine schöne Empfehlung von mir,“ sagte er vor sich hin lachend, „und laß dir von ihr erzählen, welch' ein grausamer Tyrann ich bin. Mich soll die alte Jungfer wahrhaftig nicht zu Gesicht kriegen, — das brauchst du ihr aber nicht wiederzusagen. Nun Gott befohlen! Punkt acht Uhr bist du wieder hier.“

Schon streute der Herbstwind gelbe Blätter auf das Grab, in welches vor fast drei Monden Hans und Elsa ihre liebe Mutter betten gesehen. Die Kinder hatten sich in ihre neuen Verhältnisse eingelebt, Else fürchtete sich nicht mehr vor ihrer Pflegemutter und tyrannisierte die jungen Mädchen, die glücklich waren, dem kleinen süßen Ding jeden Wunsch und Willen zu erfüllen. So oft Hans kam, drang Tante Therese mit Güte und Ernst darauf, daß er seine Besuche einstelle, da Else ohne ihn auszukommen gelernt hätte. Allein sie hatte nicht den Mut, mit Strengem durchzugreifen. Hans konnte jetzt nicht ohne sein Schwesterchen leben, er fürchtete, sie möchte ihn vergessen und nicht mehr lieb haben, wenn er wegbliebe. So wanderte er fast täglich nach dem Dorfe hinaus, wenn nicht etwa der Onkel wieder am Podagra litt und zu Haus bleiben mußte, oder seine Schulaufgaben ihn länger als gewöhnlich beschäftigten. Er wuchs und ward groß und kräftig, die täglichen Marsche in Wind und Wetter stärkten seine Gesundheit, aber je lieber er den Onkel gewann, je weicher und wärmer sich das Herz des rauhen alten Herrn seinem Pflegekinde erschloß, um so drückender lag diesem die Lüge gegen ihn auf der Seele, und die Überzeugung, daß der Onkel, wenn er alles wüßte, ihm seine Liebe entziehen, ihn bestrafen, wahrscheinlich verstoßen würde, machte ihm dessen Güte zur Qual; er konnte nicht mehr fröhlich und unbefangenen sein wie andere Knaben, still und ernst ging er seinen täglichen Pflichten nach und that dem Onkel zu liebe, was er ihm nur an den Augen absehen konnte, um sein Gewissen zu beruhigen.

Tante Therese sah ein, daß das so nicht länger fortgehen dürfe. Sie wollte die Verantwortung für den heimlichen Ungehorsam des Knaben nicht ferner

tragen. Überdies kam der Herbst mit seiner rauhen Witterung heran. Sie schrieb einen langen Brief an den Obristleutnant, der sich nicht im mindesten um sie und die kleine Else gekümmert hatte, teilte ihm alles ehrlich mit, stellte sanftmütig und verständig vor, was zu ihrer und des Knaben Entschuldigung dienen konnte, und bat für diesen um Verzeihung. Aber ehe noch dieser Brief vollendet war, geschah etwas, was den Dingen eine andere Wendung gab.

Es war am Tage vor dem Schalexamen. Der Onkel hatte davon gesprochen, wenn Hans ein gutes Zeugnis heimbringe, mit ihm in den Herbstferien eine kleine Reise nach einer bedeutenden Hafenstadt zu unternehmen, um ein paar mächtige Kriegsschiffe zu besichtigen, die dort auf der Röhde lagen. Er freute sich darauf weit mehr als der Knabe selbst, dem sein Geheimnis jede Freude verdarb. Als aber der Obristleutnant abends aus dem Schachklub heimkam, war Hans nicht da. — Er wartete bis neun Uhr mit dem Abendessen, dann ward er sehr böse auf den leichtsinnigen Buben, der zum erstenmal über die bestimmte Stunde ausblieb. Die Uhr wies auf halb zehn — auf zehn — es wurde noch später und Hans stellte sich nicht ein. Da bemächtigte sich des alten Herrn fieberhafte Angst. Ohne Frage, es mußte seinem Pflegesohn ein Unfall zugestoßen sein, — noch nie hatte es dieser an Pünktlichkeit fehlen lassen, — wußte er doch, wie sehr der Obristleutnant darauf hielt. Trotz der späten Stunde machte dieser sich auf und durchstreifte die Stadt nach allen Richtungen. Am Fluß forschte er, ob etwas davon verlautet, daß ein Knabe ertrunken sei. Die Straßen waren schon ziemlich menschenleer und er erhielt keine Auskunft. Dem Nachtwächter, der Polizei gab er Auftrag, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn von einem Unglücksfall Kunde einlief, und ging nach Hause. Er legte sich jedoch nicht zu Bett, sondern wanderte in ruheloser Aufregung durch die leeren Zimmer, auf jedes Geräusch draußen horchend, immer in Hoffnung und banger Furcht, daß sein Pflegekind selbst oder irgend eine schlimme Botschaft über dasselbe eintreffen möchte. Erst jetzt merkte er, wie sehr er ihm, dem alten kinderlosen Manne ans Herz gewachsen, wie jeder Gedanke an die Zukunft sich nur auf den guten Jungen bezogen hatte, der sich so wacker entwickelte und seinem Wohlthäter solch' kindliche Anhänglichkeit zeigte.

Mit dem ersten Morgengrauen machte der alte Herr nach einem kurzen Stündchen der Ruhe sich wieder auf, seine Nachforschungen fortzusetzen. Eben war er im Begriff, das Haus zu verlassen, als der Vermißte blaß und verstört eintrat.

„Junge, wo kommst du her?“ fuhr ihn der Obristleutnant grimmig, und doch mit unendlich erleichtertem Herzen an. „Was ist passiert? Du Schlingel, wo hast du dich herumgetrieben?“ rief er, faßte den Knaben bei der Schulter und schüttelte ihn heftig. „Ich habe deinetwegen die ganze Nacht kein Auge geschlossen.“

„Hast du den Brief nicht erhalten, Onkel?“ fragte Hans erschreckt.

„Den Brief? — was für einen Brief?“ rief der alte Herr, den Knaben loslassend und erschöpft in einen Sessel sinkend.

„Von Tante Therese. Ein Bauernbursche übernahm es, ihn dir noch gestern Abend zu überbringen. Meine kleine Schwester ist krank, Onkel. Ich habe die ganze Nacht an ihrem Bettchen gesessen.“

„Deine Schwester? — krank?“ — wiederholte der alte Herr ganz verwirrt. „Und wie kommst du dorthin?“

Hans wurde noch bleicher als vorher. „Ich bin fast jeden Abend dort gewesen, Onkel, wenn du im Schachklub warst,“ gestand er leise, aber ohne Stocken. „Meine Mutter hat mir befohlen, mein Schwesterchen nicht allein zu lassen. Ich muß auch jetzt wieder zu ihr, und wenn — wenn du mich auf immer verstoßen solltest, Onkel.“

Der Obristleutnant starrte den Knaben vollständig verblüfft an. „Alle Tage — bist du des Teufels, Junge? — Du scheinheiliger Dudmäuser, also belogen und betrogen hast du mich?“ brach er mit gewaltigem Zorn los. „Keinen Funken Ehrgefühl hast du im Leibe? — Hinans mit dir, packe dich, du schlechter Kerl, und komme mir nicht wieder vor Augen.“

Niedergeschmettert wandte sich Hans zum Gehen. „Wohin, Bursche?“ donnerte der Onkel, als jener schon in der Thür war.

„Nach der Schule, — es ist heut Examen,“ war die demütige Antwort.

„Nach dem Examen stellst du dich hier ein, verstanden? — Und gnade dir Gott, wenn du schlecht bestehst.“

Der Obristleutnant maß mit langen Schritten das Zimmer und suchte sich zu fassen. Wie hatte er noch eben um den Knaben gebangt! Welch' hohe Meinung hatte er von seinem Charakter gehegt, Welch' schöne Hoffnungen auf seine Zukunft gebaut, und alles war Trug und Täuschung gewesen. All' seine Sorgfalt und Liebe war an einen jungen Taugenichts weggeworfen, die vortrefflichste strenge Disziplin hatte diesen nicht davor bewahrt, auf schlechte Wege

zu geraten. All' das kränkte den alten Herrn weit tiefer noch, als es ihn erzürnte.

„Die alberne alte Jungfer ist an allem schuld!“ grollte er. „Die hat den Schlingel zum Ungehorsam verlockt, im Lügen unterwiesen. Indes — wer weiß, ob es wahr ist, daß er bei ihr war. Und jetzt zum Überfluß noch das Examen, wo er ohne Frage mit Schande besteht. Aber was geht das mich an? — Ich ziehe meine Hand von ihm ab, ich bin zu alt, mich um ungeratene Buben krank zu ärgern.“

Der Obristleutnant hatte die Absicht gehabt, dem Examen beizuwohnen, allein die Lust dazu war ihm vergangen. In der allerschlimmsten Stimmung

brachte er den Vormittag hin und mußte trotz alledem ab und zu an Hans denken, der jetzt vor dem Examinator stand und in seiner Verstörtheit gewiß lauter verkehrte Antworten gab. Die Ungewißheit ward ihm zuletzt unerträglich, er machte sich auf, den Gymnasialdirektor aufzusuchen, um ihn über Fleiß und Be-

tragen seines Mündels zu befragen. Die Auskunft, die er erhielt, mußte nicht ungünstig gelautet haben, denn mit weit milderem Auge betrachtete er den jungen Delinquenten, als dieser auf seinen ausdrücklichen Befehl bei der Mittagstafel erschien. Hans sah noch bleicher und niedergedrückter aus, als des Morgens, und konnte keinen Bissen herunterbringen, so ermattet er sich auch nach der durchwachten Nacht, und all' der überstandenen Angst und Aufregung fühlte.

Nach Tisch gebot der Onkel ihm, seine Bücher und Sachen zusammenzupacken. Ein Wagen fuhr vor, der kleine Koffer des Knaben wurde hinuntergetragen und aufgepackt, der Onkel stieg ein und hieß ihn folgen, dann rollte der Wagen zur Stadt hinaus, dem Dorfe zu. Das Herz war dem armen Jungen

zum Brechen schwer, er wagte keine Bitte, keine Frage, er sah, daß sein Urteil gesprochen, daß er hinausgestoßen wurde in die weite Welt, verbannt von dem gütigen Herzen, das er so sehr wider Willen beleidigt und dem er in all' seinem schweren Kummer doch nicht den Vorwurf ungerechter Härte machen konnte.

Tante Therese, die in großer Unruhe der Dinge, die da kommen würden, geharrt, war doch nicht wenig überrascht, den Obristleutnant selbst mit seinem Mündel aussteigen zu sehen. Hinter der steifen Höflichkeit des alten Herrn fühlte sie wohl seinen verbissenen Groll heraus, allein sie ließ nichts da-

von merken und führte ihn auf sein Verlangen an das Bett der kleinen Kranken, welche noch immer ziemlich stark fieberte. Als der Obristleutnant hörte, daß der Arzt die Mäfern erkannt, sah er Tante Therese mit grimmigem Lächeln an.

„So so, — nun, da können Sie nur den Jungen auch gleich in die Pflege

nehmen, mein Fräulein.“

„Gern — falls es nötig wird,“ erwiderte sie sanftmütig. „Besser, die Pflege fällt mir zu, als Ihnen, Herr Obristleutnant. Von dem Krankenlager der Schwester wollten Sie Hans doch nicht fern halten?“

„Oh — Damen gegenüber habe ich überhaupt keinen Willen,“ versetzte der alte Herr höhnisch. „Es war lächerlich, Gehorsam von meinem Mündel zu verlangen, nicht wahr?“

Hans blieb bei der Kleinen zurück, während Therese den Obristleutnant in ihr Besuchszimmer führte. Der Bote, der ihren Brief besorgen sollte, wurde herbeigerufen und gestand reumütig, denselben verloren zu haben. So sah sie sich genötigt, den ganzen Hergang von Anfang an zu berichten,



zu ihrer eigenen Rechtfertigung und zur Entschuldigung des Knaben. Mit liebevoller Wärme führte sie für diesen das Wort und versicherte, sie habe es nicht übers Herz gebracht, sein Geheimnis zu verraten und ihm das Wiederkommen entschieden zu verbieten.

„Sie haben noch nie mit Kindern zu thun gehabt, Herr Obristleutnant,“ sagte sie zuletzt, „Sie wissen nicht, wie dringend die Herzensbedürfnisse solch' kleiner Wesen sind, wie wir Erwachsenen sie mitunter mit der besten Absicht unglücklich machen, weil unser Blick nicht tief genug in das geheimnisvoll zarte Getriebe ihres innern Lebens eindringt und sie ganz hilflos und ratlos der rauhen Hand preisgegeben sind, die gewaltthätig und oft zerstörend in dasselbe eingreift.“

„Es scheint, Sie halten mich für einen grausamen Barbaren, so eine Art Kinderreffer?“ fragte der Obristleutnant stirnrunzelnd.

„Gewiß nicht — würde ich sonst so offen sprechen?“ entgegnete Tante Therese eifrig. „Aber wenn Hans, der von Natur der offenherzigste, ehrenhafteste Junge ist, sich zur Täuschung seines Wohlthäters, dem er doch von ganzer Seele zugethan ist, hinreißen ließ, so sollte dieser sich fragen, ob es wohlgethan war, den Knaben an der Erfüllung einer natürlichen Liebespflicht zu hindern, die ihm durch das letzte Gebot der sterbenden Mutter eine heilige geworden, so daß ihm kein Opfer dafür zu hoch und zu schwer dünkte.“

Der Obristleutnant brummte unverständliche Worte in den Bart, zog die Krawatte in die Höhe und strich sein Haar an den Schläfen zurecht, das heut ganz widerspenstig um die kahle Stirn emporstand. Aber zum Abschied drückte er der Tante herzlich und achtungsvoll die Hand.

Am folgenden Vormittag trat Hans schüchtern bei seinem Vormund ein, ein weißes Blatt in der Hand haltend, das er diesem überreichte. Der Obristleutnant hatte fast vergessen, daß heut erst den Schülern die Zeugnisse ausgehändigt wurden. Hans hatte die erste Nummer erhalten. Im Auftrage der Tante berichtete er, daß Else heut etwas besser sei.

„Mach' der Tante mein Kompliment, und sag' ihr, ich käme in einigen Tagen selbst,“ befahl der Onkel. „Halt,“ rief er, als der Knabe sich zögernd zum Gehen wandte, „zu Tisch bleibst du hier.“

Das Mittagsmahl verging in unbehaglichem Schweigen. Als Hans darauf entlassen wurde, nahm er des Onkels Hand, küßte sie innig und bat mit erstickter Stimme: „Darf ich künftig zuweilen wiederkommen, Onkel? — Nur ab und zu, abends, oder wenn du das Podagra hast und allein bist?“

„Nun?“ rief der alte Herr stirnrunzelnd, „was soll das heißen? — ab und zu wiederkommen? — wohin willst du denn, wenn ich fragen darf?“

Hans wurde blutrot. „Ich glaubte, du hättest mich verstoßen, und ich dürfte nicht wieder hierher zurück,“ stammelte er.

„Und das wäre dir wohl recht?“ fragte der alte Herr grimmig. „Bei der Tante wäre es schöner, da könnte der junge Herr treiben, was ihm gefällt?“

Die Thränen traten Hans in die Augen.

„Laß mich bei dir bleiben, Onkel, und zürne mir nicht länger!“ bat er inbrünstig mit gefalteten Händen.

Der Obristleutnant zog den Knaben zu sich heran und blickte ihm tief und ernst in die Augen: „Hans, wenn wir beisammen bleiben sollen, fordere ich eins: du mußt denken, ich sei dein Vater, und mir unbedingt vertrauen. Kannst du das nicht, so ist es in der That besser, ich suche ein anderes Unterkommen für dich. Keine Heimlichkeit, keine Unwahrheit in Zukunft mehr! Nun sprich, kannst du mir die Hand darauf geben?“

Hans gab die Hand und warf sich schluchzend seinem Pflegevater an die Brust.

Einige Tage später erschien der alte Herr, wie er versprochen, bei Tante Therese. Heut war er nicht grimmig, sondern ganz sanftmütig und sogar ein wenig verlegen.

„Sie haben mir neulich so derb ins Gewissen geredet, Fräulein Therese,“ sagte er, „daß ich einsehe, ich war ein unbarmherziger Egoist und hatte nur meine Bequemlichkeit im Auge, nicht das Wohl der Kinder. Jetzt helfen Sie mir, die Dinge für die Zukunft ordnen! Mein Hans ist geräumig, und eine Reihe Zimmer steht fast unbenutzt. Ziehen Sie zu mir, Sie können dort mit dem kleinen Mädel ungestört Ihr Wesen treiben. Bringen Sie meinethalben all' Ihre Bücher und Scharfeten mit, und machen Sie eine Gelehrte aus der Kleinen, wenn Sie wollen, es soll mich nicht kümmern. Zum Sommer sehen wir uns nach einer Wohnung vor den Thoren um.“

Tante Therese bat um eine Stunde Bedenkzeit, dann erklärte sie sich bereit, den Wunsch des Obristleutnants zu erfüllen, falls er nichts dawider habe, daß sie nach wie vor sich durch Stundengeben ihr Brot verdiene.

„Ich sollte eigentlich Angst vor Ihnen haben, Herr Obristleutnant,“ sagte sie lächelnd, „aber Sie sehen, ich habe Courage und gebe mich ohne Furcht in Ihre Gewalt.“

Wer war glücklicher als die Kinder, da nach Schluß der Ferien der Umzug geschehen und die neue Hausordnung getroffen ward. Zwar durfte Hans nur abends, wenn er seine Arbeiten vollendet, in das „Damenquartier“ hinübergehen, und hie und da auf Spaziergängen die Tante begleiten. Nur Sonntags speiste die Tante mit der Kleinen bei dem Obristleutnant; abends trank er dagegen seinen Thee bei der Tante und spielte mit ihr eine Partie Schach. Aber der Sonntag wurde ihm bald der beste Tag in der Woche. Dann hob er klein Elschen auf seine Knie, und sie streichelte ihm zutraulich die rauhen Wangen und verzog das Mäulchen, wenn der stachelige Schnurrbart sich an ihr weiches Gesichtchen drückte. — Als dann der Frühling kam,

erinnerte sich der Onkel seines Versprechens und mietete ein schmuckes Häuschen vor dem Thore im Grünen. Seitdem ist es vorbei mit dem steifen Zwang und der strengen Absperrung. Die Mahlzeiten werden in dem freundlichen kleinen Gartenzimmer gemeinsam eingenommen, und Tante Therese macht die Wirtin. Der Onkel bestellt den Garten, pflanzt Rosen, und die Kinder gehen ihm eifrig zur Hand. Abends raucht er seine Pfeife auf dem Balkon vor dem Hause und plaudert mit der Tante, während die Kinder lachend und glücklich sich im Garten tummeln. Fast jeden Abend giebt es Streit zwischen den beiden Alten, aber nie scheiden sie ohne einen herzlichen, versöhnenden Händedruck.

## Des Fährichs Tod.

Von Fedor von Köppen.

Original-Zeichnung von S. Lüders.



Bei seinen toten Brüdern  
Auf blutigem Ehrenfeld  
Mit der zerschoss'nen Fahne  
Liegt still ein junger Held.

Er fühlt nicht, wie aus Wunden  
Sein Blut in Strömen bricht,  
Er kann nicht leben bleiben,  
Und sterben will er nicht.

Vorüber mit klingendem Spiele  
Zum Sturme geht das Heer,

Laut donnern die Kanonen,  
Er achtet's nimmermehr.

Da schmetter't's von den Hügeln,  
Es schallt „Victoria!“ —

Da steht er wieder aufrecht,  
Den Schmerz verachtend, da.

Schwingt jubelnd seine Fahne,  
Sinkt dann mit ihr zur Ruh'  
Und schlummert ein in Frieden —  
Die Fahne deckt ihn zu.

## Des deutschen Reiches Auflösung und Neubegründung.

Von

Fedor von Höppen.



Durch siebenhundert Jahre haben wir die Geschichte der deutschen Kaiser, wenigstens in dem Walten der bedeutendsten und mächtigsten unter ihnen, von Karl dem Großen bis Maximilian I. in frühern Bänden der „Deutschen Jugend“ verfolgt. Maximilian I. war der letzte, auf welchen die Bezeichnung „Deutscher Kaiser“ im eigentlichen Sinne noch voll und ganz paßt.

Beinahe vierhundert Jahre sind seit dem Tode Maximilians I. verflossen. Die deutsche Geschichte hat auch in dieser Zeit nicht stillgestanden, aber sie spiegelt sich nicht mehr in dem Walten einzelner Persönlichkeiten, nicht in dem Leben der deutschen Kaiser, sie erscheint vielmehr als die Frucht der geistigen Arbeit des gesamten Volkes. Sie ist auch in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation mehr eine Geschichte des Leidens, als der That, indem fremde Völker entscheidend in die Geschichte und den Entwicklungsgang der deutschen Nation eingreifen.

Die Geschichte der Völker zeigt uns einen fortwährenden Wechsel von Aufbau und Zerstörung, von Verfall und neuem Leben. Welche Fülle von Kraft und Arbeit drängt sich in jede einzelne Entwicklungsperiode zusammen! Wieviel des Schweißes und Blutes muß vergossen werden, um die geistigen Errungenschaften auch nur einer Generation sicher zu stellen! — Und ehe die Ideen völlig ausgereift, welche sein Zeitalter mit Kämpfen erfüllten, sind die Kämpfer selbst in die Gruft gestiegen. Ein neues Geschlecht übernimmt die von jenen ungelöst gebliebenen Aufgaben; es hat aus den Erfahrungen wie aus den Irrthümern der Vorgänger gelernt und beginnt mit frischen Kräften und neuen Mitteln seine Arbeit. Aber auch die Ideen selbst sind wandelbar; jede Generation bildet sie in ihrer Weise fort und giebt ihnen ihr eigentümliches Gepräge.

Dem untergegangenen Römerreiche entlehnten die alten deutschen Kaiser den Gedanken eines christlichen Weltreichs. Für seine Verwirklichung zogen sie über die Alpen, um auf ihren Romfahrten die Kaiserkrone des „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ zu erlangen; denn nur der in Rom, der alten Hauptstadt der Welt, mit dem heiligen Öle gesalbte Kaiser galt für den von Gott erwählten rechtmäßigen Nachfolger der Cäsaren. In dem Streben,

ihre Oberherrschaft in Italien gegenüber den Päpsten aufrecht zu erhalten, scheiterten die mächtigen deutschen Königsgeschlechter der Salier und der Staufer; die römischen Päpste aber behielten ihren Einfluß auf die deutsche Königswahl, auf die Besetzung der deutschen Bistümer und sogar auf die Gesetzgebung im Reiche.

Dennoch war es nicht die überlegene Kraft des Papsttums, vor welcher die deutschen Kaiser zurückwichen. Ihre hochsinnigen Bestrebungen scheiterten vielmehr, weil es ihnen zur Durchführung derselben an der Unterstützung durch die geeinte deutsche Volkskraft fehlte und weil übermüthige Vasallenfürsten ihnen im entscheidenden Augenblicke die Heerfolge verweigerten. Niemals hätte König Heinrich IV. im Büßergewande vor den Thoren der weißen Burg-feste Canossa, Einlaß begehrend, gekniet, die Lösung des Bannes vom Papste zu erflehen, hätte die deutsche Nation einmütig zu ihrem Kaiser gestanden; niemals hätte der Barbarossa dem Papste den Bügel gehalten, wenn nicht der trutzige Welfenherzog vor der Entscheidungsschlacht bei Legnano ihm die Erfüllung seiner Lehnspflicht d. h. die Leistung des Beistandes gegen die lombardischen Städte, die Bundesgenossen des Papstes, versagt hätte.

Während die Kaiser ihre besten Kräfte jenseits der Alpen für den Traum eines römischen Weltreichs einsetzten, ihre Thätigkeit auf Ziele richteten, die mit der Erfüllung der nationalen Aufgaben in keinem Zusammenhange standen, wurde daheim das Band, welches die deutschen Stämme umschloß, immer lockerer. Das römische Kaiserthum stand in keiner Beziehung zu dem inneren Leben der deutschen Nation, welches immer reicher und voller sich zu entfalten begann, und die nationalen Triebe hatten noch nicht die Kraft, um auf die Entschliessungen und Handlungen des deutschen Oberhauptes bestimmend einwirken zu können. So war das Kaiserthum auch zur Zeit seiner höchsten Blüte im eigentlichen Sinne des Wortes nicht vollstündlich. —

Es war eine Fügung der Vorsehung, daß gerade zu der Zeit, als das deutsche Volk sich zu der weltgeschichtlichen und nationalen That, zur Reformation anschickte, zu dieser Zeit ein Fürst den Kaiserthron bestieg, welcher den treibenden Ideen der Nation völlig fern stand, denn der Habsburger Karl V., der Enkel Kaiser Maximi-

lians I., der mächtige Herrscher, in dessen weitem Reiche die Sonne nicht unterging (1519 — 1556), der mehr Spanier als Deutscher war, er verstand den deutschen Geist so wenig wie die deutsche Sprache. Die größte Bewegung, welche jemals deutsche Herzen und Geister ergriffen hatte, geriet ins Stocken und verlor sich endlich in den Wirren des dreißigjährigen Krieges, in welchem weltliche Interessen aller Art die Oberhand über die religiösen gewannen.

In der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes bildet der dreißigjährige Krieg den am tiefsten eingreifenden Abschnitt. Die Entwicklung, welche unser nationales und Kulturleben während des Zeitraums von acht Jahrhunderten genommen hatte, wurde durch ihn gewaltsam unterbrochen oder in fremde Bahnen geleitet. Von den Gütern, welche die Ehre und den Stolz einer Nation bilden, — Unabhängigkeit, Freiheit, Glaube, Gesetz und Recht — war keines unangetastet, keines unverletzt geblieben. Fremde Mächte maßten sich an, die Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen und seine Geschicke zu leiten. Im staatlichen, wie im geistigen und Gemütsleben des Volkes herrschte Verödung und Verarmung.

Inmitten der allgemeinen Verwüstung und Verwilderung, der unseligen Folgen des langen Krieges, welcher alle Bande der nationalen Zusammengehörigkeit gelöst hatte, alle Lebens- und Bildungskeime der Nation zu ersticken drohte, sehen wir doch im nördlichen Deutschland, auf ehemals wendischem Boden die Erhebung einer neuen Macht, welche zugleich den Kern zu künftigen nationalen Neugestaltungen bilden sollte. Es war dies der brandenburgisch-preussische Staat, zu dessen Größe und Bedeutung Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, genannt „der große Kurfürst“, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Grund legte.

Wenn irgend etwas belebend und stärkend auf den Geist eines Volkes wirkt, so ist es das Vorbild eines großen Herrschers, welcher in klarer Erkenntnis dessen, was seinem Volke not thut, die Kräfte desselben für ein großes nationales Ziel zusammenfaßt. Das sind die markigen Heldengestalten der Geschichte, die wie leuchtende Hochgipfel hinausragen über die Häupter der Zeitgenossen und zu denen die Nachwelt bewundernd emporschaut. Ihr Leben ist erfüllt von Kämpfen; Mühe und Arbeit bezeichnen ihren Weg, zuweilen türmen sich die Hindernisse auf ihrer Bahn so mächtig an, daß ihr Sieg zweifelhaft scheint; aber ihre Kraft wächst mit dem Widerstande, ihr unverzagter Mut und ihre

unwiderstehliche Thatkraft reißt auch die Widerstrebenden mit fort in ihre Bahnen, und endlich sehen wir ihr Streben vom Erfolge gekrönt. Solcher Persönlichkeiten hat das hohenzollernsche Fürstenhaus seit dem Ausgange des dreißigjährigen Krieges in verschiedenen, um etwa ein Jahrhundert von einander entfernt liegenden Zeitläuften nicht weniger als drei aufzuweisen, deren Walten sich weit über die Grenzen ihres engeren, brandenburgisch-preussischen Erblands hinaus in ganz Deutschland fühlbar machte und auf die nationale Entwicklung des gesamten deutschen Volkes von heilsamstem Einfluß wurde. Friedrich Wilhelm, von der Geschichte „der große Kurfürst“ genannt, (1640 — 1688) war es, der die getrennten Gebietsteile seiner brandenburgisch-preussischen Erblande zu einem Ganzen verband und innerhalb des in der Auflösung begriffenen Reichs einen selbständigen, unabhängigen deutschen Staat gründete, einen festen Kern inmitten der allgemeinen Verwüstung. Einhundert Jahre später führte König Friedrich der Große (1740 bis 1786) diesen Staat unter schweren und langwierigen Kämpfen ebenbürtig in die Reihe der europäischen Großmächte ein. Und abermals einhundert Jahre später — in unserer Zeit — gründete König Wilhelm (seit 1861), getragen von dem nationalen Geiste des gesamten deutschen Volkes, auf diesem sicheren und festen preussischen Grunde ein deutsches Reich deutscher Nation.

Aber das Walten der großen Fürsten würde nicht ausgereicht haben, das nationale Werk zu vollenden, wenn ihm nicht die geistige und Kulturarbeit des gesamten Volkes zur Seite gegangen wäre, wenn nicht neben dem großen Kurfürsten und dem großen Könige auch die großen Geistesfürsten, die Spener und Leibniz, die Kant und Lessing, Goethe und Schiller und viele andere gewaltet und für die Aufklärung und den geistigen Fortschritt des Volkes gesorgt hätten.

Während der Staat des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen im nördlichen Deutschland heranwuchs und erstarkte, ging das alte Reich, welches die Stürme des dreißigjährigen Krieges nur noch als eine Ruine überdauert hatte, seinem Verfall und seiner Auflösung entgegen. Das Reich bröckelte in eine Anzahl von größeren und kleineren Staaten auseinander, die jeder für sich eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nahmen und doch nicht imstande waren, dieselbe nach außen zu wahren und zu behaupten. Um die deutschen Fürsten für die in den Kriegen des ersten Napoleons an Frankreich abgetretenen Länder zu entschädigen, schritt

man zu dem Mittel, geistliches Gebiet in weltliches zu verwandeln und früher reichsunmittelbares Gebiet der Hoheit der Landesfürsten unterzuordnen. Die Staaten des südwestlichen Deutschlands schlossen unter einander den sogenannten Rheinbund (17. Juli 1806) unter der Schutzherrlichkeit des Kaisers Napoleon, da sie in der alten Reichsverfassung keine Bürgschaft für die Erhaltung des inneren und äußeren Friedens mehr finden konnten.

Bald darauf — am 6. August 1806 — legte Kaiser Franz II. auf dem Reichstage zu Regensburg die bedeutungslos gewordene deutsche Kaiserkrone nieder und entband alle Stände von den Pflichten gegen das Reichsoberhaupt.

Das alte Reich mit seiner herrlichen geschichtlichen Vergangenheit ward bestattet, ohne daß ein Laut des Schmerzes oder der Klage gehört ward. Als Preußen sich in die schmachvolle Abhängigkeit der Rheinbundstaaten nicht ergeben wollte, da büßte auch dieser Staat in dem unglücklichsten Kriege (1806 — 7), den er jemals geführt, seine Selbständigkeit ein, und die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde auf eine Wiedererhebung der deutschen Macht sanken immer tiefer.

Jetzt aber begann in Preußen die ernste Zeit der geistigen Arbeit, der inneren Sammlung und der sittlichen Erhebung, welche seine Befreiung vorbereiten und nicht allein ihm, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zu Nutzen und Heil gereichen sollte. Verjüngt und gekräftigt durch die neuen politischen und militärischen Einrichtungen, welche auf dem Grundgedanken germanischer Volksfreiheit und Wehrhaftigkeit beruhten, erhob sich Preußens ganzes Volk einmütig, allen übrigen deutschen Stämmen voran, in den deutschen Freiheitskriegen (1813 bis 15) und streifte die Fesseln der Fremdherrschaft von sich. Damals, als Preußen auf den Schlachtfeldern der Freiheitskriege von der Elbe bis zur Seine das Banner der deutschen Einheit und Freiheit allen übrigen Staaten und Stämmen des weiten deutschen Reiches so kühn und sieghaft vorantrug, da erwachte im deutschen Volke der Glaube, daß Preußen mit seinen Hohenzollern berufen sei, die Macht und Einheit des Reiches wiederaufzurichten.

Es scheint aber zu den Schicksalen unserer Nation zu gehören, daß sie die Ideen, welche in ihr unter schweren geistigen Kämpfen zur Entwicklung

und Reife gekommen sind, erst mit Eisen und Blut ins Leben übertragen muß. Lange hatte der Gedanke der deutschen Einheit das Sehnen und Träumen der Nation erfüllt, die Herzen der schwärmenden Jugend erwärmt und begeistert und das bewußte Wollen der Männer geleitet, aber erst nachdem der Zwist der beiden jetzt eng und dauernd verbündeten Großstaaten, welche die Hauptmächte des ehemaligen deutschen Bundes vorstellten, der Zwist Preußens und Oesterreichs um die Vorherrschaft in Deutschland, mit den Waffen ausgetragen, nachdem der Widerspruch der scheelsüchtigen Nachbarmacht Frankreich, welches von jeher die friedliche Entwicklung unserer Nation zur Einheit und Größe zu stören und Zwietracht unter ihren Fürsten und Volkstämmen zu säen bestrebt gewesen, in einem Kriege ohne Gleichen gebrochen war, da erst vermochten die berufenen Führer und Leiter unserer Nation die Hand an den neuen deutschen Einheitsbau zu legen.

Das war eine Krönung, wie sie noch keinem deutschen Kaiser zu teil geworden, als König Wilhelm von Preußen, der 74jährige Heldengreis, am 18. Januar 1871, dem 170ten Jahrestage des preußischen Königtums, in den Räumen des königlichen Brunnenschlosses zu Versailles, umrauscht von den Fahnen, die soeben Zeugen der großen deutschen Siege gewesen waren, und umgeben von den deutschen Fürsten, feierlich verkündete, daß er auf den einmütigen Ruf der deutschen Fürsten und freien Städte, die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde erneuere und übernehme in dem Wunsche und dem Vertrauen, daß „Gott ihm und seinen Nachfolgern an der Kaiserkrone verleihen wolle, allezeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ —

So ist denn mit jenem Tage eine neue Zeit für unser liebes deutsches Vaterland angebrochen. Wir brauchen nicht mehr zu klagen an dem Grabe der untergegangenen Herrlichkeit des alten Reichs, sondern wir blicken eng verbündet mit dem befreundeten österreichischen Nachbarreiche hoffnungsfreudig und mutig in die Zukunft, in dem festen Bewußtsein, daß wir die großen Errungenschaften dieser Zeit auch zu wahren und zu schützen verstehen.



## Pflanzen, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen gedeihen.

Von Robert Walter.

Mit Original-Zeichnung von Fedor Slinzer.



Wie es Tiere giebt, welche die Gesellschaft des Menschen suchen oder die der Mensch vorzugsweise in seine Umgebung zieht, werden auch Pflanzen beobachtet, welche fast ausschließlich in der Nähe menschlicher Wohnungen gedeihen. Neden wir in erster Reihe von denjenigen Gewächsen, welche der Mensch unter den Schutz der Kultur gestellt hat. In allen Erdstrichen hat er mannigfaltig verändernd in das weite Gebiet der Pflanzenwelt eingegriffen.

Der Mensch baut gewisse Pflanzen an, pflügt sie und sorgt für sie. In der fortschreitenden Entwicklung seiner eigenen Bildung veränderte er auch ihre ursprüngliche Natur durch sorgsame Auswahl und Behandlung des Bodens, durch geregelte Bewässerung, durch künstliche Ernährungs- und Vermehrungsweise und wirkte so zu seinem Nutzen mannigfaltig veredelnd auf die Pflanzenwelt ein. Er hat aus den ungenießbaren Holzäpfeln und Holzbirnen durch die Kultur nach und nach jene süßen Früchte geschaffen, die uns zu köstlicher Erquickung gereichen. All die wohlschmeckenden Kohllarten, den Blumenkohl, den grünen, roten Kohl, Kohlrabi entwickelte er durch seine Kultur aus einer einzigen Pflanzenart mit holzigem Stengel und widerlich schmeckenden Blättern. Wer erkennt wohl noch in

der zuckersüßen, orangegelben, zarten Mohrrübe die spindlige holzige Wurzel der gewöhnlichen Möhre, welche auf unsern Wiesen wild vorkommt. Und doch ist diese die gleiche Pflanze. Aber alle die genannten Gewächse, auf nur kurze Zeit der menschlichen Kultur entfremdet, kehren wieder in ihren unscheinbaren Urzustand zurück.

Auch unter andern Himmelsstrichen beobachten wir gleiche Wirkungen der Kultur auf die Pflanzenwelt. Die vielen Millionen zur fast ausschließlichen Nahrung dienende Banane trägt in ihrem Urzustande kleine grüne, unangenehm schmeckende Früchte, welche mit zahlreichem Samen gefüllt sind. Die kultivierte Frucht enthält dagegen gar keinen Samen in ihrer schwachhaften Beere. Die Vermehrung eben dieses hochwichtigen, samenlosen Gewächses ist daher, wo es nicht im Urzustande vorkommt, ganz und gar von der Thätigkeit des Menschen abhängig, da es einzig und allein durch Stecklinge von ihm



Banane.

fortgepflanzt werden kann. \*)

Die wohlschmeckenden Früchte des Brotfruchtbaumes, *Artocarpus*, die den Bewohnern der Südsee-

\*) Derselbe Raum, welcher im Stande ist, 1000 Pfund Kartoffeln zu tragen, bringt in jenen Gegenden mit Bananen bestanden 44000 Pfund. Eine Fläche, die mit Weizen bestellt, einen Menschen ernährt, gewährt mit Bananen bepflanzt etwa 25 Menschen ihren Unterhalt. Es ist daher

inseln und des indischen Archipelagus zur hauptsächlichsten Nahrung dienen, werden nur von der kultivierten Pflanze hervorgebracht, während der in denselben Gegenden wild vorkommende Baum gänzlich ungenießbare Früchte mit bitterem Samen trägt.

Bei anderen Pflanzen, welche die Natur bereits mit besonders heilsamen und ernährenden Kräften ausgestattet hat, beschränkt sich der Einfluß des Menschen mehr auf die Vervielfältigung und Verfeinerung der Arten, also auf die Pflege, durch die er ihre ursprünglichen Eigenschaften veredelt.

Je roher eine Nation, desto einfacher, desto gröber sind ihre Nahrungsmittel; je kultivierter ein Volk, desto mannigfaltiger, desto reicher an Spielarten sind die Gewächse in Formen und Eigenschaften, die es für seine Bedürfnisse pflegt und anbaut. So zeigen auch die Haustiere bei gebildeten Völkern eine große Reihe von Rassen und Spielarten, während bei wilden Völkern die Tiere noch ganz den Charakter der ursprünglichen Arten bewahren. Der Hund wilder Völkerschaften erinnert überall noch an Wolf und Schakal, und das Schaf, welches in seinen kultivierten Rassen uns die wertvolle und langfasrige Wolle liefert, zeigt bei wilden Völkerschaften noch das kurze, schlichte Wollhaar des Urtiers.

Wo aber die Bevölkerung dicht zusammen gedrängt ist, verliert die Natur ihren ursprünglichen Charakter mehr und mehr.\*\*\*) Die Fülle der Arten nimmt stetig ab und weicht allmählich der geringen Zahl derjenigen Gewächse, welche der Mensch zu seinen Zwecken anbaut. Die Gewächse, welche der Kultur Mensch aus den entlegensten Gegenden der Erde um sich sammelte, begleiten ihn seit den ältesten Zeiten von einem Ende der Erde bis zum anderen. Der Kirschbaum Kleinasien's wächst am Rande unserer Felder, die mit der amerikanischen Kartoffel bedeckt sind; die Maisstaude Südamerikas gedeiht neben der Gerste Ägyptens, und die Gurken aus den entferntesten Teilen Asiens wachsen im Schatten des deutschen Apfelbaumes. Persien verdanken wir den Nußbaum und die Pfirsiche, Armenien die Aprikose,

für den Europäer in der ersten Zeit seines Aufenthalts in jenen Gegenden außerordentlich befremdlich zu sehen, ein wie winziges Fleckchen Kulturland den Bewohnern genügt, um eine zahlreiche Familie zu ernähren.

\*\*) In den östlichen Teilen von China hat die dichte Bevölkerung es dahin gebracht, fast jede wildwachsende Pflanzenart zu vertilgen und den ganzen Boden einzig und allein mit angebauten Pflanzen zu bedecken. Außer einigen wenigen Wasserpflanzen in den Kanälen findet der Forscher in jenen chinesischen Flachlanden so gut wie kein Gewächs, das nicht der Gegenstand menschlicher Kultur wäre.

Syrien die Feige, den Ölbaum, die Pflaume und den Maulbeerbaum. Es bedurfte kaum eines Jahrhunderts, um den Kirschbaum aus Kleinasien, der über Italien nach Frankreich, England und Deutschland gebracht wurde, zu einer überraschend hohen Kultur zu bringen.

Auch jene Pflanzen, die der Mensch nicht bloß zur Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse, sondern aus Freude am Schönen erzieht, die anmutvollen Blüten-Gewächse, die wir als Blumen bezeichnen, verdanken der Pflege des Menschen ihre reichste und schönste Entfaltung. Einige wenige Arten von Kamelien, Fuchsien, Pelargonien, Georginen und wie alle die lieblichen Zierden unserer Gärten heißen, haben sich unter der Hand des Gärtners zu unzähligen schönen Spielarten entwickelt, die den ursprünglichen Formen oft kaum noch ähnlich sind. Ist doch selbst die hundertblättrige Centifolie, die Königin der Blumen, unter der Hand menschlicher Pflege aus der bescheidenen fünfblättrigen Blüte unseres Waldröschens hervorgegangen.

Mit dem Anbau der Getreidearten, die eine sorgfältige Bestellung größerer Flächen verlangten, hörte das Nomadenleben des Menschen allmählich auf. Die meisten Getreidearten, die von der Natur selbst für die Ernährung des Menschen bestimmt zu sein scheinen, hat man trotz sorgfältigster Nachforschungen neuerer Reisenden nirgends mehr im wilden Zustande aufgefunden, oder doch nur als überlebende Flüchtlinge einer wieder untergegangenen Kultur. Die ursprünglich wild wachsenden Pflanzen scheinen von der Erde verschwunden und man kennt nur die Heimat der wenigsten. — Die ältesten Kornarten sind ohne Zweifel Weizen und Spelt, welche schon im Homer als Brotkorn erwähnt werden, und ebenso die Gerste, mit der Homers Helden, wie noch jetzt die Südeuropäer, ihre Rosse füttern. Erst in viel späterer Zeit wurde über Thracien her Roggen nach Griechenland eingeführt. Was der Weizen jetzt für Spanien, Frankreich, England und einen großen Teil des südlichen Rußlands ist, das ist der Roggen für Deutschland und das nördliche Europa. Verschiedene Haferarten wurden in Griechenland nur als Grünfutter angebaut. Der eigentliche Haferbau findet sich erst später in Deutschland heimisch. Wie es scheint, wurde derselbe, wie der Anbau des Roggens von östlichen Völkern bei uns eingeführt.

Diejenige Getreideart, welche den meisten Menschen zur Nahrung dient, ist der Reis, als Sumpfreis in nassen Niederungen, als Bergreis an höheren trockenen Orten gedeihend. Er stammt aus dem südwestlichen Asien, wo er noch jetzt in wildem

Zustande angetroffen wird. Auch in Japan bildet der Reis die hauptsächlichste Nahrung des Menschen.

Die zweite Stellung möchten in der Reihe der Getreide sich Mais und Weizen streitig machen. Der erstere, ursprünglich als amerikanische Frucht bezeichnet, wird schon seit den ältesten Zeiten in Japan gebaut und ist gegenwärtig in allen wärmeren Gegenden verbreitet. Den eigentlichen Getreidearten schließt sich noch der aus Asien stammende Buchweizen als eines der wichtigsten europäischen Nahrungsgewächse an.

Die beistehende Illustration führt unsern Lesern die Fruchtstände unserer wichtigsten Getreidearten vor. Wir empfehlen die Einprägung derselben besonders unsern jugendlichen Großstädtern. — Der Mensch legte, sobald er sein Dasein durch die Kultur dieser Nahrungspflanzen begründet sah, feste Wohnsitze an, und so wurde der Anbau der Getreidearten die große Veranlassung zu geselligem Leben und zu jeder Kultur des Menschengeschlechts überhaupt und ist durch alle Zeiten die Grundlage aller höheren Gesittung geblieben.

Die großen Völkerzüge des Mittelalters verbreiteten nicht nur einen Teil der Getreidearten, sondern mit ihnen auch eine Anzahl von Gewächsen, die ausschließlich in Gesellschaft jener vorkommen und auf deren Kosten gedeihen, so die blaue Kornblume, die Kornrade, den Feld-Rittersporn, den Acker-Rohn, den Taumel-

Volch, die Kornseide u. a. Die Heimat dieser unzertrennlichen Begleiter unserer Getreidearten und ungebetenen Gäste unserer Felder läßt sich eben so wenig mehr nachweisen, als die der ersteren. Sie sind an keiner Stelle mehr wild vorkommend aufgefunden worden.

Auch außer diesen durch den Ackerbau verbreiteten Gewächsen giebt es noch zahlreiche andre, die ebenfalls dem Menschen und seinen Wohnsitzen in steter Treue anhängen und von der Natur geradezu auf ihn angewiesen zu sein scheinen, obwohl er sie als Unkräuter bezeichnet und sie eher auszurotten, als fortzupflanzen sucht. Manche

dieser Pflanzen, wie gewisse Sempervivum- und Meliden-Arten setzen sich in den Spalten oder auf den Vorsprüngen seiner Mauern fest, andere überziehen die Schutthäusen mit dunklem Grün oder fassen die Feld- und

Ackerwege ein. Gewisse Arten wagen sich bis in die Mitte unserer Straßen und Plätze. Wieder andre finden sich mehr außerhalb der Ringmauern unserer Wohnsitze, aber doch stets nur in der Nähe der Dörfer und Städte. Ich erinnere an manche Nesseln-, Gänsefuß-,

Wegerich-, Amaranth-, Hahnenfuß-Arten, den Nachtschatten u. s. w.

Trotz der Verfolgungen, die diese Pflanzen von Seiten des Menschen zu bestehen haben, heften sie sich an seine Spuren, ja finden sich nirgends anders



Fig. 1. Der gemeine Weizen (*Triticum vulgare*).  
 " 2. Die zweireihige Gerste (*Hordeum distichum*).  
 " 3. Die Reisgerste oder Pfauengerste (*Hordeum Zeocriton*).  
 " 4. Der Buchweizen oder das Heideforn (*Polygonum Fagopyrum*).  
 " 5. Der gemeine Hafer, Saathäfer (*Avena sativa*).  
 " 6. Die Hirse (*Panicum millaceum*).  
 " 7. Der Roggen oder das gemeine Korn (*Secale cereale*).

als in seiner Umgebung. Fast jede Nation hat, wie sie ihre Kulturpflanzen besitzt, auch ihre eigentümlichen Unkräuter und führt diese auf ihren Wanderzügen überall mit sich.

Nach den Befreiungskriegen fand sich an vielen Stellen, wo besetzte Lager gewesen waren, eine den Gänsefuß-Arten ähnliche Pflanze (*Corispermum Marschallii*), welche sonst ausschließlich nur in den Steppen am Dnieper einheimisch ist, und noch heute hat sich ein Futtergewächs (*Beckmannia*) an manchen Orten Deutschlands und selbst in der Umgegend von Paris erhalten, welches zu jener Zeit durch russische Fuhrleute zu uns gebracht wurde.

Auf den Alpen finden wir an allen denjenigen Stätten, wo die Schäfer Salz für Schafe und Ziegen zu füttern pflegten, Nesseln emporgeschossen.

Die Züge der Zigeuner durch Europa haben im Stechapfel eine bleibende Spur zurückgelassen, jener Pflanze, die sie zur Zubereitung ihrer Zaubertänke mit sich führen und die bei uns, kaum einheimisch geworden, schon wieder zu verschwinden anfängt.

Selbst über das Meer hin folgen die Unkräuter dem Menschen und begleiten ihn in seine fernsten Kolonien; ja sie erhalten sich in ihrer neuen Heimat zuweilen noch wenn die dort aufgeblühte Kolonie längst wieder ausgestorben ist. So ist die Akerwicke noch heute der Zeuge der alten norwegischen Kolonisation in Grönland.

Unser großer Wegerich (*Plantago major*) folgte den Fahrten unserer Auswanderer bis tief in die Urwälder Amerikas. Die Rothäute nennen ihn den „Fußstapfen des Weißen,“ und der Indianer glaubt in Wahrheit, daß diese Pflanze aus den Fußspuren des weißen Einwanderers emporschosse, da sie sich überall nur da einfindet, wo Europäer sich niederlassen.

Aber auch aus Amerika haben Pflanzen den Weg über das Meer zu uns herübergefunden, wie die schöne Nachtkerze und das schädliche Scharfkraut (*Erigeron Canadense*), welches erst etwa vor 200 Jahren von Nord-Amerika nach Europa herüberkam. Der fliegende Haarsame dieser Pflanze, der wahrscheinlich ursprünglich im Ballast der Schiffe mitgebracht wurde, verbreitete das Gewächs schnell durch ganz Europa. Wir finden dieses Scharfkraut jetzt massenhaft auf unbebauten Plätzen. Jeder frisch aufgeworfne Eisenbahn-Damm, jedes unsrer brach liegenden Felder bedeckt sich schnell mit dieser unansehnlichen Pflanze des amerikanischen Nordens.

Ebenso hat sich der Kalmus, welcher ursprüng-

lich aus Indien in einigen wenigen Exemplaren eingeführt wurde, in wenigen Jahrhunderten über den ganzen Kontinent Europas verbreitet.

Wie die aus der alten Welt stammenden Pferde jetzt in Verwilderung die Steppen Nord-Amerikas beleben, so bedecken europäische Disteln und Artischocken die weiten Ebenen von Montevideo.

Auf den Ausladeplätzen von Triest, Venedig, Stettin, Königsberg u. a. finden sich eine Menge ausländischer Pflanzen auf beschränktem Bezirke.

Sehr einflußreich für die Verbreitung dieser eingewanderten Pflanzen sind selbstverständlich die Flüsse und Ströme, in deren Gebieten sie auch gewöhnlich zuerst auftreten.

Die Ursachen aber der Erscheinung, daß gewisse Pflanzen die Nähe der menschlichen Wohnungen suchen, sind durchaus noch nicht völlig aufgeklärt.

Jedenfalls bewirkt das Zusammenleben von Menschen und Haustieren in bleibenden Wohnstätten gewisse dauernde Veränderungen der Bodenmischung. Hierzu mögen sowohl die von den Wohnungen abfließenden Gewässer als auch ihre Ausdünstungen beitragen.

Die Kehr- und Schutt-Haufen unsrer Häuser, die Spülwasser- und Abführgräben unsrer Küchen und Ställe sind ebenso wie die Plätze, wo die Abfälle der Dresch-Tennen und die Traberreste in Fäulnis übergehen, die Heimstätten gewisser eigentümlicher Unkräuter.

Auch die landwirtschaftlichen Gewerbe: Bierbrauereien, Branntwein-Brennereien, Färbereien, Gerbereien ergeben gewisse Abfälle, die dem Erdboden eine eigentümliche Mischung verleihen. Selbst der Rauch unsrer Schornsteine und die Ausdünstungen der Düngergruben sind von Einfluß auf die Mischung und die Temperatur-Grade des die Wohnungen umgebenden Bodens. Ebenso sind wohl die gegen Nord- und Ost-Wind schützenden Mauern für manche Pflanzen die Veranlassung zu ihrem Gedeihen an gewissen Plätzen.

Alle diese Wahrnehmungen aber klären noch nicht in hinreichender Weise die eigentümliche Erscheinung auf.

Mögen unsre jungen Leser, dieser Anregung eingedenk, auf ihren Spaziergängen jenen immer wiederkehrenden Pflanzengestalten eine besondere Beachtung schenken, welche die Nähe der Behausungen des Menschen suchen, sich auf seinen Wegen, Rainen, Scherbenhaufen, auf seinen Zäunen, Mauern und Beeten ansiedeln und so die Genossen seines Lebens und Schaffens wurden.

## Geschichten von den Unterirdischen.

Mecklenburger Sagen.\*)

Von Heinrich Seidel.

Mit Original-Zeichnung von Karl Gehrts.

I.

Bruder Einbein.

**D**er Lindenberg war ein Hünengrab und trug seinen Namen von einer alten Linde, welche sich auf seinem Gipfel erhob. Sonst war er mit Dorngebüsch und wilden Rosen, Spindelbaum und mannigfachem andern Strauch- und Krautwerk bewachsen. Daß die Unterirdischen dort ihr Reich hatten, stand fest, und alte Leute wußten davon die wunderlichsten Dinge zu erzählen, besonders gern aber die Geschichte von dem Büdner Pagel und dem Bruder Einbein, der so gewaltig laufen konnte.

Der Büdner Pagel hatte in der entfernten Stadt ein Geschäft besorgt und wanderte am Abend eines schwülen Sommertages wieder seiner Heimat zu. Wenn er nur kurz vor seinem Abmarsch nicht noch beim Krämer die Sirupfemmel und den großen Salzhäring gegessen hätte, denn dadurch und in Folge des langen heißen Marsches war er von einem entsetzlichen Durste geplagt. Es war keine Aus-

sicht, sobald dem brennenden Gaumen Linderung zu verschaffen, denn das Dorf war noch weit, an der ganzen Landstraße lag kein Krug, woselbst er hätte Einkehr halten können und Quellen waren in der Umgegend nicht vorhanden. Er stand eine Weile, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und atmete tief. Der anbrechende Abend hatte noch keine Kühlung gebracht, ringsum war nichts als der trockne Pulverstaub der Landstraße, glühende Felder und ein stahlglänzender Himmel. Dem Armen schien es, als müßte er lauter Blut ein-

\*) Bearbeitet nach Bartsch, „Medlb.“ und Wolff, „Deutsche Sagen“.

atmen. Vor ihm brannte der ganze Horizont im Feuer des Abendrotes, und mitten in diesem rotgoldigen Glanze hob sich in bläulichem Dunkel das Hünengrab mit der alten Linde auf seinem Gipfel hervor.

Als der Mann nun so stand und hinterwärts auf seinen Stock gestützt sich ein wenig ausruhte,



schlugen Laute an sein Ohr, welche vorher wohl durch das Geräusch seiner Schritte übertönt worden waren. Es dünkte ihm nämlich, er höre vor sich eine ferne Klarinettenmusik, und dessen verwunderte er sich sehr. Er schritt eine Weile weiter fort und lauschte dann wieder. Nun klang es schon deutlicher, auch glaubte er das Zauchzen seiner Stimmlein dazwischen zu vernehmen. Die Musik mußte aus dem Lindengebirge kommen, denn weit herum war die Gegend flach und meilenweit zu übersehen. Der Büdner ging auf den Hügel zu, und nun hörte er das Klingen und Zauchzen und Musizieren immer deutlicher, auch wehte ihm ein süßer Duft von gebratenen und gebackenen Speisen entgegen, und als er ganz nahe kam, sah

er auch durch die Zweige des dichten Gestrüppes Lichter blinken. Der durstige Mann dachte: „Hier, wo es so lustig hergeht, giebt es doch gewiß etwas zu trinken. Wenn ich nur wüßte, wie ich davon etwas bekommen könnte.“ Er ging um den Berg herum und suchte den Eingang, allein vergeblich. Überall hörte er die Musik und das Zauchzen und das Klingen von Bechern, hier und da schimmerte auch Licht hervor, jedoch eine größere Öffnung fand er nicht.

Endlich, als er das dichte Gebüsch auseinander bog, bemerkte er durch die Lücke einige possierliche

Männlein, welche lustig tanzten, und in der großen Qual seines Durstes rief er ganz laut: „Ach, ihr guten Leutchen, wer giebt einem armen Reisenden was zu trinken!“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so tupfte etwas gegen seine Knie, und als er niederblickte, sah er dort ein Männchen stehen, das ihm gar freundlich einen schönen silbernen Deckelkrug entgegen hielt: „Trink,“ sagte der Kleine, „aber hüte dich wohl, in den Krug zu sehen!“

Das ließ sich der Mann gefallen, er setzte das Gefäß an den Mund und trank und sog wohl eine Minute lang, bis er sich endlich verwunderte, daß es noch immer nicht leer war. Als er schließlich absetzte, merkte er, daß der Krug gerade noch so voll war wie zuvor. Ei, das war ein liebliches Getränk, es schmeckte nicht wie Wein auch nicht wie Bier, es mochte wohl so ein alter hundertjähriger Met sein, aus Lindenhonig gebraut. Wie das sanft die Kehle hinabfloß und Kraft und Kühlung in die Glieder goß. Dem Büdner wuchs der Mut, und im Gefühl seiner erfrischten Kräfte kam ihm der Gedanke, mit dem köstlichen Krüge davon zu laufen. „Der Kleine, mit seinen kurzen Beinchen,“ dachte er, „wird mich gewiß nicht einholen.“ Und ehe das Männchen sich dessen versah, rannte er aus Leibeskräften mit dem Krüge davon. Nun schrie aber der Kleine und erhob ein gewaltiges Gezeter. Auf dies Signal hin wimmelte es aus dem Hügel hervor wie die Ameisen, wenn man mit einem Stock in ihren Haufen stört. Der ganze Lindenberg ward lebendig, und eine Menge von den Unterirdischen wurzelte hinter dem frechen Räuber her; es war possierlich zu sehen, wie sie drohend ihre Fäuste warfen und mit den kurzen Beinchen haspelten. Allein sie waren der Schnelligkeit des Becherdiebes nicht gewachsen und blieben immer weiter zurück. Da aber that sich einer aus dem Haufen hervor, der hatte nur ein Bein, damit aber konnte er springen wupplich, wie ein Grasshüpfer. Mit gewaltigen Sätzen war er hinter dem Büdner her und kam ihm immer näher. Nun standen alle die anderen und winkten und schrien: „Lauf, Bruder Einbein, lauf! Faß' ihn, Bruder Einbein! Lauf!“

So hetzten und trieben sie ihren Genossen zu immer größerer Schnelligkeit an. Der Büdner hört ihn schon ganz dicht hinter sich schnaufen und wollte eben vor Angst den Krug fortwerfen, als er zu seinem Glück an einen Kreuzweg kam. Mit einem gewaltigen Satz sprang er hinüber, und nun war er geborgen, denn darüber hinaus konnte ihm der Unterirdische nichts mehr anhaben. Als dieser sah,

daß der schöne Krug nun doch für immer verloren war, rief er: „Du magst den Krug behalten, Mann, und daraus trinken, so viel du willst, er wird nie leer werden, aber hüte dich wohl, daß du jemals hinein siehst!“

Darnach kehrte er zu seinen Genossen zurück, und der Mann ging vergnügt in sein Dorf. Er trank nun viele Jahre täglich aus diesem Krüge und gedieh außerordentlich dabei. Er konnte so viel arbeiten wie zwei andere und war trotzdem rosig und glatt und von gutem Aussehen. Um vieles Geld hätte er den Krug nicht fortgegeben. Aber im Laufe der Zeit plagte ihn ganz gewaltig die Neugier, zu sehen, was drinnen verborgen sein möchte. Oftmals, wenn er getrunken hatte, gewann er es nur mit Mühe über sich, den Deckel fallen zu lassen, der ihm den geheimnisvollen Inhalt verhüllte. Lange bezwang er sich, allein zuletzt ließ es ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr, und einmal, als er den Krug schon auf den Sims gesetzt hatte und fortgehen wollte, kehrte er plötzlich wieder um, öffnete den Deckel und blickte hinein. Da saß auf dem Grunde aber eine ekelhafte grüngraue Kröte und stierte ihn mit roten Augen tückisch an.

Seit dieser Zeit blieb der Krug leer und seine geheimnisvolle Kraft war fort. Der Mann aber siechte schnell dahin, und ehe das Jahr zu Ende ging, ward er begraben.

## II.

Der Prinz vom Gallberge und die Prinzessin vom Klöterpott.

Wo der Fluß aus breiten Wiesenthälern hervorkam und seinen Lauf durch eine bergige Gegend nahm, lag zu jeder Seite ein kleiner Hügel. Der eine hieß der Gallberg, der andere der Klöterpott, und beide waren von Unterirdischen bewohnt. Eines Nachts war ein alter Fischer auf dem Fluß und wollte Fische fangen; da sah er wie von dem Gallberge ein seltsames Leuchten ausging gleich bläulichen Feuerfunken, die sich kreuzten und durcheinander liefen und den Berg in ein schimmerndes Netz einspannen. Neugierig fuhr er näher hinzu, allein da ging der Mond hell hinter einer Wolke hervor und die seltsame Lichterscheinung verblasste. Zugleich aber trat hinter einem wilden Rosenstrauche, der gerade in voller Blüte stand, ein gar artiges Männlein in den Mondschein heraus. Es trug ein Wamslein von Goldbrokat und desgleichen Kniehöschen, dazu weißseidene Strümpfe und Hackenschuhe, an deren Schnallen Karfunkelsteine glänzten. Einen Mantel hatte es umgehängt von Purpurjammet, über und über mit Gold gestickt, und auf dem Haupte trug

es ein rotes Spitzhütchen, darum ein goldener Reif gleich einer Krone sich schlang.

Das Männlein verbeugte sich zierlich vor dem Fischer und sprach: „Erschrick nicht, guter Mann, ich bin der Prinz vom Gallberge. Ich gedente, mit der Prinzessin von Klöterpott mich zu vermählen, und so du mich übersetzen willst, sollst du eine große Belohnung haben.“ Das leuchtete dem Fischer wohl ein, und er trieb seinen Kahn ganz nahe an das Ufer. Als bald sprang der Kleine mit einem zierlichen Säge hinein, aber gleich nachher ward ein Gepolter gehört, als wenn noch viele dergleichen kleine Wesen in den Kahn hüpfen. Dieser sank auch ziemlich tief ein, allein außer dem Prinzen sah der Fischer nicht das Mindeste. Als er nach der andern Seite übergefahren war, ließ der Prinz ein Goldstück in die Fischklee fallen und stieg ans Land. Zugleich regnete und kimperte es in die Klee hinein von einer Menge Silbermünzen, daß der Boden derselben ganz von den blinkenden Geldstücken bedeckt war. Sodann sprach der Prinz vom Gallberge: „So du nach dreien Tagen, wenn ich mit meiner jungen Gemahlin hierher zurückkehre, uns wiederum übersetzen willst, will ich dich fürstlich belohnen.“ Damit grüßte er freundlich und begab sich in das Weidengebüsch, welches die Niederung am Fuße des Klöterpotts weithin bedeckte.

Der Fischer zählte den Schatz in seiner Klee nach und befand, daß er außer dem Goldstück aus neunundneunzig Silbermünzen von einem fremden und seltsamen Gepräge bestand. Ein so herrlicher und leichter Verdienst gefiel ihm über die Maßen wohl, und kaum konnte er die Zeit erwarten, da der Kleine wieder zurückkehren sollte.

Im Klöterpott ist es in allen diesen Nächten hoch her gegangen. Ein Junge der dort in der Nähe zur Nachtzeit die Pferde hüten mußte, hat erzählt, daß aus dem Hügel hervor ein Musizieren und Jubilieren, ein Klingeln von Bechern und Schleifen wie von Tanzenden gedrungen sei, von Sonnenuntergang bis an den frühen Morgen.

In der dritten Nacht war der Fischer frühzeitig zur Stelle. Nicht lange brauchte er zu warten, bis er vom Klöterpott her eine lustige Musik hörte. Auch glaubte er zwischen den Weiden einige Lichter blinken zu sehen. Dies zog immer näher herbei aber dennoch trat nach einer Weile niemand weite zwischen den Büschen hervor, als der Prinz vom Gallberge, welcher eine überaus zierliche kleine Frau an der Hand hielt. Diese war ebenfalls gar herrlich gekleidet in weißen Atlas mit Silber gestickt. Um den Hals trug sie eine hochstehende weiße Spitzen-

krause gleich einem Blütenkelch, daraus ihr rosiges Gesichtchen gleich einer anmutigen Blume hervorschaute, und im Haar ein zierliches Krönlein mit großen Perlen besetzt. Der Prinz grüßte freundlich und stieg mit seiner jungen Frau in den Kahn. Nun krabbelte und hüpfte es hinter ihm her, ohne daß der Fischer das geringste sah, und der Kahn sank noch viel tiefer ein als das erste Mal, so daß der Fischer fürchtete, er möchte untergehen, jedoch kam er glücklich an das andere Ufer. Nun ließ der Prinz zwei große Goldstücke in die Fischklee fallen und gleich darauf hagelte es förmlich von kleineren Goldmünzen, was für den Fischer ein erfreulicher Anblick war.

Als nun alles ausgestiegen war, trat der Prinz noch einmal nahe an das Ufer und sagte zu dem Fischer: „Sieh mir über die Schulter!“

Dieser that es und bemerkte nun ringsum ein wahres Gewimmel von kleinen Männlein, welche zwar minder kostbar als ihr Herr, jedoch auch sehr reich und schön gekleidet gingen. Ein jeglicher führte an seiner Hand ein zierliches und anmutiges Fräulein, so daß der Fischer dachte, einen so niedlichen Anblick habe er all' sein Lebtag nicht gehabt und würde ihn auch wohl nie wieder haben. Sodann sagte der Prinz seinen besten Dank und verschwand mit seiner Gemahlin in demselben Rosenstrauche, aus welchem er damals hervorgekommen war.

Der Fischer überzählte nun seine Goldstücke und fand außer den beiden großen noch zweimal neunundneunzig kleinere. Damit fuhr er vergnügt nach Hause und hatte nun genug, um die letzten Jahre seines Lebens sorgenlos zu verbringen.

### III.

#### Unterirdische helfen Spinnen.

Meist sind die Unterirdischen gutmütiger Natur und den Menschen dienstwillig und hilfreich. Nur wenn sie Undank oder Treubruch begegnen, pflegen sie sich empfindlich zu rächen. Allein es giebt auch Völkchen unter ihnen, welche böswillig und tückisch gegen die Menschen sich benehmen und auf alle Art versuchen, sie ins Verderben zu locken. Solches erfuhr einmal eine Bauersfrau und wäre fast dabei zu Schaden gekommen.

Es war eine Reihe von Jahren hindurch der Flachß ganz außerordentlich gut gewachsen, und so geschah es, daß die Frau in ihrer Vorratskammer eine mächtige Fülle des aller schönsten, seidenweichen Flachßes besaß. In ihrem Leinenschrank dagegen herrschte Mangel, denn sie liebte es nicht, zu spinnen, und da sie dem Weber kein Garn liefern konnte, so

erhielt sie auch keine Leinwand. In Küche und Keller, Hof und Feld herum zu wirtschaften gefiel ihr wohl, allein still am Spinnrad zu sitzen und ebenmäßig den Faden zu ziehen, behagte ihr nicht; das gleichmäßige Schnurren des Rades schläferete sie ein oder es fuhr ihr die Ungeduld in die Glieder, daß sie nicht Ruh' noch Rast hatte. So saß sie auch eines Tages nach vollendeter Hausarbeit verdrossen auf der großen Diele am Spinnrade und lamentierte so vor sich hin und jammerte, daß die Berge von Flachs nicht geringer und das Hügelchen Garn nicht größer werden wollte, da standen plötzlich drei kleine Männerchen vor ihr und fragten, ob sie ihr nicht spinnen helfen dürften. Die Frau war dies wohl zufrieden, und eilends liefen die kleinen Kerlchen fort und kamen alsbald jedes mit einem winzigen Spinnrädchen wieder zurück. Diese stellten sie vor der Frau auf und fingen alsbald an, mächtig zu arbeiten. Die kleinen Mädchen liefen wie der Wind und die Spulen schnurrten, daß sie garnicht mehr zu sehen waren. Aber nach einer Weile saßen da schon sechs Männchen und spannen, und dann zwölf, man wußte nicht, wo sie alle herkamen. Bald war die ganze Diele voll, und alle die Mädchen liefen und schnurrten wie ein Chor von hunderten von Käsen. Andere Männchen rannten eifertig ab und zu in die Vorratskammer und brachten den Flachs herbeigeschleppt und machten ihn auf die Kunkeln, andere haspelten, und wieder andere stapelten die fertigen Garnsträhne auf, und so geschah es, daß in kaum einer halben Stunde der ganze Flachs-vorrat verschwunden war und an dessen Statt ein mächtiger Haufen gesponnenen Garnes auf der Diele lag.

Um nun gleich die Arbeit ganz fertig zu stellen, trugen die Männerchen der Frau auf, daß sie einen großen Kessel mit Wasser aufs Feuer stelle und heiß mache, damit sie das Garn gleich kochen und waschen möchten. Die Hausfrau lief deshalb eilends zu ihrer Nachbarin, um einen solchen Kessel zu leihen, dieweil ein so großer nicht in ihrem Besitze war. Bevor sie jedoch das Haus verließ, sah sie sich noch einmal um und verwunderte sich fast, denn die Unterirdischen schienen sich unbändig auf dieses Ding zu freuen, also daß einige vor Vergnügen auf dem Kopfe standen oder Kobold schossen, andere wieder sich mit boshafter Pfiffigkeit anblickten und gar seltsam lachten. Obwohl sie nicht wußte warum, erfüllte sie dies mit einigem Grauen. Als sie zu der Nachbarin kam, war diese neugierig, was sie mit dem Kessel machen wollte, und ließ sich alles erzählen. Die Nachbarin war aber eine weise Frau

und mit den Tücken dieser Unterirdischen wohl bekannt. Als sie alles gehört hatte, sprach sie: „Du wärest eine große Thörin, wolltest du ihnen den Kessel bringen, denn nichts anderes haben sie im Sinn, als dich in dem heißen Wasser zu kochen.“

Die Frau erschrak sehr und bat und flehte: „So rate mir doch und gieb mir ein Mittel an, wie ich die Dinger wieder aus dem Hause bringe! Die ganze Diele wimmelt von dem Klabauserzeug, und ich getraue mich gar nicht wieder hinein!“

Die Nachbarin sagte: „Das ist nicht schwer. Du brauchst nur hinzugehen und in die Thür zu rufen: „Der Butterberg brennt! der Butterberg brennt!“ da sollst du mal sehen, wie sie sich holterdepolter auf und davon machen, denn der Butterberg ist ihre Wohnung. Sobald sie alle fort sind, legst du einen Besen quer vor die Thür, da können sie nicht wieder zurück!“

Also that die Frau und da sie nun rief: „Der Butterberg brennt!“, da hätte man sehen sollen, wie sie rannten und liefen und über einander wegstolperten und sich in dichtem Strome aus der Thür drängten, wie sie fielen und alle viere von sich streckten und sich hastig wieder aufrappelten, bis endlich alle in dichtem Gewimmel auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hause standen, von wo man den Butterberg sehen konnte. Da sie nun bemerkten, daß alles nicht wahr sei, wurden sie zornig und kamen wieder zurück und schüttelten die Fäuste und wollten der Hausfrau zu Leibe gehen. Diese hatte aber unterdes den Besen vor die Thür gelegt, und so konnten sie ihr nichts anhaben.

Das Garn, welches die Zwerge gesponnen haben, war so fein und schön, wie man nie etwas ähnliches gesehen hat. Eine Gräfin hat es später um vieles Geld angekauft, es weben lassen, und mit der Leinwand ihre Tochter ausgesteuert. Ein Hemd aus diesem zarten Stoffe angefertigt war so fein, daß man es zusammengelegt in einer Walnußschale unterbringen konnte.

## IV.

## Bestrafte Neugier.

Es war eine Festlichkeit im Dorfe, und schon seit dem frühen Morgen ertönte Geige, Klarinette, Trompete und Brummbaß und das Schleifen, Stampfen, und Tuchen der Tanzenden. Darüber waren die Knechte und Mägde des größten Hofes im Orte sehr betrübt, denn wegen dringender Ernte-Arbeiten konnten sie an dem Feste nicht teilnehmen, sondern mußten, während sie im Schweiße ihres Angesichtes die Garben sammelten, banden und

in Hocken setzten, die fröhlichen Töne von ferne mit anhören und hatten keine Aussicht, auch bei dem größten Fleiße noch rechtzeitig zum Tanze zu kommen. Darob jammerten und lamentierten sie nicht wenig und erachteten ihr Schicksal als ein trauriges und beklagenswertes. Plötzlich aber kam aus einer eben fertig gesetzten Getreidehocke wie aus einem Thore ein kleines altes Männlein hervor, das hatte ein freundliches rotes Gesicht und gar listig gekniffene Augen. Es stellte sich gerade vor die Leute hin und lachte sie an und sprach:

„Nun, ich weiß wohl, ihr möchtet auch lieber tanzen als arbeiten. Nicht wahr?“

„Nun, darnach fragst du noch, Alterchen?“ sagte einer der Knechte, und die mutwilligste der Mägde rief: „Ach, es zuckt uns so in den Füßen, daß wir sie kaum halten können; immer möchten sie nach der schönen Musfil hinlaufen!“

„Nun, was meint ihr,“ sagte der Kleine, „wenn ich und meine Leute euch helfen?“

Da nun von den Unterirdischen in der Gegend bekannt war, daß sie schon mancherlei heimliche Arbeit gethan und sich den Menschen freundlich und hilfreich erwiesen hatten, so waren die Leute dessen wohl zufrieden. Der Kleine aber sprach:

„So legt euch hinter diese Hocke und schlaft eine Stunde; da wird alles gemacht sein. Daß mir aber keiner die Augen öffnet und lauert, was nun geschehen wird.“ Die Leute legten sich nieder und thaten, wie ihnen gesagt war, nur eine der Mägde war neugierig und konnte ihren Vorwitz nicht bezähmen. Sie erlugte eine Spalte zwischen zwei Garben und blickte hindurch, um zu sehen, was nun geschehen würde. Niemand war auf dem Felde zu bemerken, und doch schoben sich die Ähren zusammen und hoben sich, indes von unsichtbaren Händen Bänder herumgeschlungen wurden. Dann wanderten die Garben über das Feld und stellten sich gegeneinander — im Nu waren die langen Hocken fertig, als seien sie aus der Erde gewachsen. Und so war es überall: Das schwirte und rauschte und flog und wanderte so geschwind, daß noch vor einer Stunde alles geschehen war — nur auf derjenigen Strecke Feld, welche der neugierigen Magd zugewiesen, war nichts geschehen. Die anderen zogen singend und freudigen Mutes zu Spiel und Tanz, jene aber mußte allein arbeiten bis in die sinkende Nacht, und gerade, als im Dorfe der letzte Fiedelstrich verklang, war sie fertig.

## Die Physik im Spiele.

Von **Rudel.**

Der kleine Photograph. Ihr habt wohl schon öfter im Spielkreise die Thätigkeit verschiedener Berufsarten nachgeahmt, so auch vielleicht jene des Photographen, indem ihr euch mit einem Kasten, aus dem vorn eine Pappröhre hervorguckte, unter ein Tuch versteckt und die Röhre gegen Mitspielende richtetet. Die Einrichtung des Kastens könnt ihr aber mit geringer Mühe so treffen, daß die Ähnlichkeit eine noch viel größere und sogar etwas mehr als bloß äußerliche wird. Zunächst fertigt ihr einen Würfel aus starker Pappe mit etwa 2 Dezimeter langen Kanten, laßt aber eine der 6 Seitenwände weg und überzieht ihn innen und außen mit schwarzem, wozu möglich glanzlosem Papier. In die Mitte jener Wand, welche der fehlenden Seite gegenüberliegt, stecht ihr im Schnittpunkte der Diagonalen mit einer mäßig starken Nadel ein Loch durch die Pappe. Eine beiderseits offene Pappröhre von vielleicht 1 Dezimeter Länge und  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Dezimeter Durchmesser wird nun auf die gelochte Seitenwand des Würfels so geleimt, daß die nadelfeine Öffnung in der Mittelachse der Pappröhre liegt. Hierauf stellt ihr einen zweiten Würfel von fast gleicher Größe und auch gleichem Überzug wie den vorigen her, so daß er in den größeren gut paßt und ebenso sicher wie bequem sich aus- und einschieben läßt. Dieser zweite Würfel soll jedoch nur 4 Pappwände besitzen, zwei gegenüberliegende sollen fehlen, das Ganze bildet also so zu sagen ein

viereckiges Rohr. Über die eine der beiden Öffnungen wird möglichst durchsichtiges, farbloses Pauspapier gespannt und auf den Seitenflächen festgeklebt. Die nachfolgende Figur zeigt einen Durchschnitt durch die Mitte der ganzen Vorrichtung in  $\frac{1}{10}$  der natürlichen Größe.

Fig. 1.



Schieben wir den zweiten Würfel teilweise in den ersten ein und zwar mit der durchscheinenden Seite gegen die gelochte Seite hin, und richten den Kasten mit der nadelfeinen Öffnung gegen einen gutbeleuchteten Gegenstand. Umhüllen wir uns und den Kasten (natürlich dessen Vorderwand ausgenommen) nun mit einem Tuche, um alles Nebenlicht abzuschließen, so erblicken wir auf dem Pauspapiere ein umgekehrtes, verkleinertes Bild des bezüglichen Gegenstandes vor der Öffnung in gleichen Farben wie dieser. Je nachdem der Gegenstand mehr oder weniger weit vom Kasten entfernt ist, je nachdem wir den zweiten Würfel mehr oder weniger tief in den ersten einschieben, desto kleiner oder größer wird das umgekehrte Bild, ganz wie bei dem Apparat des Photographen. Wollen

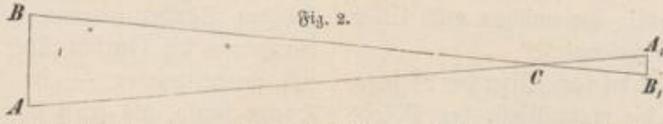
wir sehr kleine Bilder haben (sie sind dafür um so heller, um so lebhafter in der Farbe), so setzen wir den zweiten Würfel, die Pauspapierfläche voran, in den ersten Würfel tiefer ein, im entgegengesetzten Falle aber mit der offenen Seite voran, schieben ihn auch nicht weit hinein in den ersten.

Bei minder gelungener Herstellung des zweiten, inneren Würfels könnte es sich leicht ereignen, daß während des Verschiebens oder Herausnehmens durch Verdrücken desselben ein Reißen des Pauspapiers erfolgte. Dieses Verdrücken des Würfels wird verhindert, wenn statt der offen gebliebenen Seitenwand ein Rahmen eingefügt wird, welcher aus einem Stück Pappe von der genau eingehaltenen Größe einer Würfelseite mit einer quadratischen Öffnung von 1 Dezimeter Seitenlänge geschnitten ringsum eine Rahmenbreite von  $\frac{1}{2}$  Dezimeter besitzt. Auch ist zur Schonung des dünnen Pauspapier-Überzuges rasches Hin- und Herschieben zu vermeiden.

Die hier beobachtete Erscheinung beruht darauf, daß die Wege des Lichtes geradlinig sind, so lange es sich im selben Körper (hier Luft gleicher Dichte) fortpflanzt. Die älteren Leser dieser Zeilen, welche ebene Geometrie schon absolviert haben, mögen an der Hand folgender Erörterung den inneren Vorgang verstehen lernen. Denken wir uns auf dem Gegenstande

eine Reihe von lichtausstrahlenden Punkten auf einer kurzen vertikalen Strecke (AB) liegend besonders hervorgehoben und ferner von diesen Punkten ausgehend all jene Lichtstrahlen, welche durch die nadelfeine Öffnung (C) in den ersten Würfel eintreten und das Pauspapier treffen, so entsteht hier gleichfalls eine Reihe von lichtausstrahlenden Punkten auf einer vertikalen Strecke ( $A_1 B_1$ ). Die beiden Dreiecke (wie Figur zeigt), deren eines als Eckpunkte die Endpunkte der Strecke AB und die Öffnung C besitzt, während das andere die Endpunkte der Strecke  $A_1 B_1$  und den Punkt C als Eckpunkte hat, sind nun ähnlich.  $A_1 B_1$  wird um so größer, je größer  $\angle A_1 C B_1$  und der ihm gleiche  $\angle A C B$  wird, also je näher AB an C rückt und je größer AB wird. Auch wächst  $A_1 B_1$  bei unveränderlichem  $\triangle ABC$ , wenn die Entfernung von  $A_1 B_1$  und C größer wird. Da zwischen jedem Teile des Gegenstandes und dem ihm entsprechenden Teile des Bildes Ähnlichkeit (dasselbe Größenverhältnis) vorhanden ist, so muß auch Bild und Gegenstand im ganzen, wie in den einzelnen Teilen ähnlich sein.

Umgekehrt beweist die Ähnlichkeit, welche die Beobachtung und Vergleichung von Bild und Gegenstand bei verschiedensten Größen des ersteren stets aufzeigt, daß der Weg des Lichtstrahles die gerade Linie ist.



## Nashornvögel.

Von A. W. Grube.

Illustration von G. M ü k e l.



Im heißen Erdgürtel waltet eine so üppige, in ihren Formen, Farben und Gestalten unerschöpfliche Naturkraft, daß wir Bewohner eines nur mäßig warmen Himmelsstrichs, die wir an einfachere Tier- und Pflanzenformen gewöhnt sind, aus staunender Bewunderung und Bewunderung gar nicht herauskommen, sobald wir einen näheren Einblick in die tropische Natur gewinnen.

Wie schlicht und ärmlich erscheinen unsere Raben und Krähen neben dem prächtigen Paradiesvogel, der doch auch in die Familie der Krähen gehört! Wie im Tierreich sich die Nase des riesigen Elefanten zu einem mächtigen Rüssel entwickelte oder dem kolossalen Nashorn sich große Hörner auf den Oberkiefer stellten: so gewann bei dem brasilianischen Pfefferfraß der Schnabel eine so außerordentliche Größe, daß nicht wenige unserer kleinen Singvögel darin wohnen könnten. Und den Hornvögeln in Südasien, auf den malaiischen Inseln, in Mittel- und Südafrika ward auf ihrem großen, leicht gebogenen, an den Rändern gezähnten Schnabel noch ein dicker,

knolliger, inwendig aus lockeren Knochenzellen bestehender Aufsatz, gleich einem zweiten Schnabel, gestellt.

Sieh dir, mein lieber Leser, auf dem beistehenden Bilde die beiden merkwürdigen Gesellen genau an! Der größere mit dem Schnabelaufsatz, welcher einen beträchtlichen Teil des Vorderkopfes überdeckt, hinten abgestutzt, vorn in zwei stumpfe Spitzen geteilt ist, heißt Homray, ein Doppelhornvogel (Dichoeros), der noch den Beinamen bicornis erhalten hat. Der Oberschnabel mit seinem Aufsatz ist rot, allmählich in Wachsgelb übergehend; der Unterkiefer gelb, doch mit roter Spitze. Der Raum zwischen dem Aufsatz und dem Oberkiefer erscheint, von vorn gesehen, schwärzlich, als ein schmaler Streifen. Das Auge ist scharlachrot. Das Gefieder ist schwarz und weiß, in schönem Wechsel; doch überwiegt das Schwarze. Die Länge des Tieres beträgt volle vier Fuß, der Schwanz mißt 17 Zoll, der Schnabel 10 Zoll und vom hintern Teile des Aufsatzes gerechnet sogar 13 Zoll.

Der Homray haust scharenweis in den Hochwäldern Vorderindiens, Hinterindiens, auch auf der

Insel Sumatra; er geht bis an die Südhänge des Himalayagebirges hinauf. Als der englische Naturforscher Hooker auf seiner Himalaya-Reise die Straße von Flam nach Ballantschun zog, kam er durch einen schönen Wald, in welchem es von Hornvögeln wimmelte, obschon das Wasser dort sehr selten war und auf einer Strecke von 80 engl. Meilen sich weder ein Bach noch eine Quelle wollte finden lassen. Mit ihrem mächtigen Schnabel pflücken sie die Früchte von den Bäumen, werfen sie in die Höhe, fangen sie wieder auf und verschlingen sie dann. Das Zusammenklappen ihrer gewaltigen Kiefer erzeugt ein eigenartiges, weit hin schallendes Geräusch; noch viel weiter dringt aber ihre rauhe, krächzende Stimme, die das Echo der Bergklüfte weckt. Wer sie zum ersten mal hört, glaubt kaum, daß sie von einem Vogel herrühre.

Höchst merkwürdig ist, was uns mehrere Beobachter über das Brutgeschäft desselben berichtet haben.

Das Weibchen legt in eine Felsöhrlung, noch lieber in ein großes Baumloch 5—6 Eier, nach anderen nur ein einziges, beginnt dann zu brüten, und damit das wichtige Geschäft nicht unterbrochen werde, läßt es sich geduldig von seinem Männchen einmauern. Dieses schleppt in seinem Schnabel Massen von Lehm herbei, womit es den ganzen vorderen Raum der Höhlung so verkleistert, daß das brütende Weibchen nicht mehr herauskommen und nur noch seinen Kopf durch die Öffnung stecken kann. Das Männchen ist eifrig im Zutragen von Früchten, deren Saft den frischen Trunk ersetzen muß.

Dennoch magert das Weibchen in solcher Gefangenschaft und Pressung merklich ab, und wie schmutzig sein Gefieder wird, kann man sich leicht vorstellen. Wird es endlich nebst seinen Jungen aus der Gefängnisöhle befreit, dann ist es so steif und hilflos geworden, daß es anfangs gar nicht fliegen und nur taumelnd gehen kann.

Der scheinbar kleinere Gefährte, den wir auf unserem Bilde erblicken, — er erreicht gleichfalls eine Länge von 4 Fuß — ist der am frühesten bekannt

gewordene und namentlich auf der Insel Java häufig getroffene Gemeine

Nashornvogel, vom Vater Linnäus *Buceros rhinoceros* genannt, weil der Hornaufsatz des Oberschnabels vorn aufwärts gerichtet und nach hinten sich umbiegend an das Horn des Rhinoceros erinnert. Das Gefieder ist überwiegend schwarz; Bauch, Hosen und Schwanzende sind aber weiß.

Der große, 12 Zoll lange Schnabel ist prachtvoll rot

oder orangefarben. Wenn der schwerfällige Vogel fliegt, hört man das Geräusch von weitem. Er liebt wie der Hornray die hochstämmigen Wälder und setzt sich gern in die höchsten Gipfel. Gleich allen seinen Verwandten wird er, jung eingefangen, völlig zahm. Der malakarische Einhornvogel (*Buceros monoceros*. Shaw.) wird auf der Insel Ceylon mitunter als Hausvogel gehalten, da er die Ratten und Mäuse bekriegt, die er mit großer Geschicklichkeit fängt. Bontius erzählt, daß wenn er einen, gleichviel ob kleinen oder größeren, Nager gefast hat, er denselben mit seinem mächtigen Schnabel



platt drückt, dann die Beute in die Luft wirft, sie geschickt wieder auffängt und auf einmal verschluckt. Der Kropf der Hornvögel bietet, wie schon auf unserem Bilde zu sehen, Raum genug für allerlei Gäste.

Die Nashornvögel sind Allesfresser, wie unsere Raben und Krähen, an welche auch sonst manche ihrer Lebensgewohnheiten erinnert. Sie leben wie diese paarweise, was sie nicht hindert, auch ihrem Geselligkeitstriebe zu folgen und sich in größeren Scharen zusammenzufinden. Gleich unseren Rabenvögeln setzen sie sich gern auf die Wipfel der Bäume, die ihnen eine freie Umschau bieten, denn sie sind neugierig und aufmerksam auf alles, was sich im nächsten Umkreise ereignet. Haben Jäger ein Wild erlegt, so machen sie dies Ereignis durch lautes Geschrei aller Welt kund, kommen herbei, um abzuwarten, ob das erschossene Tier liegen bleibt, ausgeweidet oder mitgenommen wird. In große Unruhe geraten sie, wenn ein Leopard, Schakal oder sonst ein Raubtier erscheint. Zeigt sich ein Uhu, so stoßen sie auf den lichtscheuen Vogel mit aller Wut und Geschicklichkeit unserer Krähen, obwohl sie viel schwerfälliger sind, als diese.

Unter den zahlreichen in den Wäldern des ostafrikanischen Alpenlandes, namentlich in Abyssinien, lebenden Nashornvögeln ist das größte Mitglied der Familie der Hornrabe (*Bucorax abyssinicus*). Se. Hoheit, der regierende Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, der im Jahre 1862 in Begleitung des trefflichen tierkundigen Naturforschers Dr. A. E. Brehm eine Reise nach Habesch (Abyssinien) unternahm, hatte das Glück, einen Hornraben zu schießen, und berichtet darüber:

„Ich sah den Hornraben, als er auf einer Felsplatte aufsiel; er stellte sich auf diese, wie ein Ibis auf den Sand sich stellt, den Hals leicht gekrümmt, den Schnabel nach unten gebogen. Sogleich nach dem Einfallen schrie er dumpf: hu! hu!, wie der Uhu schreit, nur viel tiefer. Als der erste erlegt war, flog der andere von Fels zu Felsen. Er war sichtlich erschreckt über das Schicksal seines Gefährten und sehr scheu geworden; er konnte deshalb auch nicht mehr zu Schuß gebracht werden.

Der Flug war schwer im Anfang, dann aber leicht und schön. Nachdem er sich erhoben, strich er wie ein Storch durch die Luft.“

Über das Brutgeschäft des Hornrabens Beobachtungen anzustellen, hält sehr schwer. Einer von den Jägern Dr. Brehms fand ein einziges, beinahe ausgewachsenes Junges, das in einer großen Baumhöhle ausgebrütet worden war; er nahm es heraus. Die Alten, obwohl in der Nähe des Nestes, waren so scheu, daß sie den Räuber ihres Kindes nicht belästigten. Dr. Brehm gelang es, den jungen Vogel aufzufüttern. Er nahm ihn mit sich auf seinen Reisen, und der junge Hornrabe wurde bald so zahm, daß er sich an menschliche Gesellschaft völlig gewöhnte. Die innigste Freundschaft schloß er aber mit einer Meerkatze (*Cercopithecus griseo-vizidis*), die gleichfalls aus den heimischen Wäldern stammte. Nach Gewohnheit der Affen suchte diese auch auf dem Vogelrücken nach Kerbtieren. Der Hornrabe, sobald sich ihm der Affe nahte, duckte sich ehrerbietig, spreizte das Gefieder und ließ sich alles von dem geliebten Affen gefallen, der ihn oft sehr unsanft behandelte. Er packte ihn beim Schnabel, drehte und warf ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite — es war dem Hornraben alles recht und seine Zuneigung zu der oft übermütigen Meerkatze ward nimmer erschüttert. Nur der Tod konnte sie trennen!

Im Zoologischen Garten in Berlin befinden sich zwei mächtige Hornrabs; einem von diesen wurde durch einen rucklosen Buben, der ihm eine brennende Zigarre in den Schnabel steckte, jener Muskel, welcher die untere Hälfte des Schnabels bewegt, so stark verletzt, daß er seine Bewegungsfähigkeit fast vollständig verlor. Der arme Vogel vermochte keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen und wäre unfehlbar in kurzer Zeit verhungert, wenn sein Genosse ihn nicht regelmäßig mit hingebendster Geduld gefüttert hätte. Der arme Verletzte lebt noch heute mit seinem mitgefangenen Genossen in allzeit bester Freundschaft und ist der Gegenstand des Mitleids und der Teilnahme aller eingeweihten Besucher.

Der Herausgeber.

### Auflösung der Rätsel Seite 127.

Rätsel von Robert Löwike.

Citaten-Rätsel.

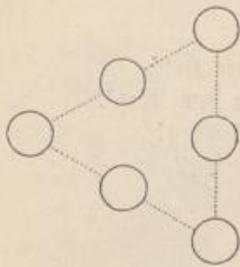
Ende gut, Alles gut.

Rätsel von Wilhelmine Kemper.

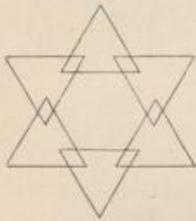
1. Halm, Helm. 2. Hof, Huf. 3. Wage, Woge, Wege, Wiege. 4. Eiszapfen. 5. Hanswurst.

# Knackmandeln.

Von Robert Löwike.



I. In die kleinen Kreise der nebenstehenden Figur sollen die Zahlen 10, 11, 12, 13, 14, 15 so eingetragen werden, daß die Summe der 3 Zahlen, welche in einer Reihe stehen, immer 36 beträgt.

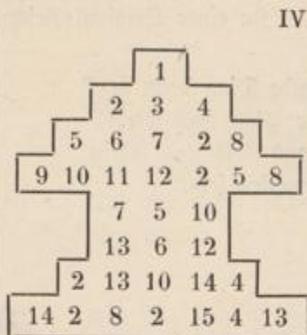


II. Wie kann man die nebenstehende Figur zeichnen, ohne abzusehen und ohne eine Linie, welche man schon einmal gezogen hat, nochmals zu überziehen?

U U U  
 A A A  
 B C C  
 D D D D E E E F  
 G G G H I I I I L  
 M M M N N O O R  
 R R R  
 R S S  
 S T Z

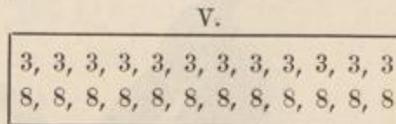
III. Die Buchstaben in der nebenstehenden Kreuzfigur lassen sich so ordnen, daß die mittlere senkrechte Reihe gleich der mittleren wagerechten lautet, und daß jede der neun wagerechten Reihen ein bekanntes Wort ergibt.

Das oberste Wort nennt einen bekannten Badeort, das zweite einen der zwölf israelitischen Stämme, das dritte einen Körperteil, das vierte Wort ist ein bekannter, männlicher Vorname, das fünfte ist der Name eines Feldherrn der Perser, das sechste nennt ein deutsches Großherzogtum, das siebente nennt einen spanischen Helden, welcher sich in den Kämpfen gegen die Mauren ausgezeichnet hat, das achte Wort nennt einen Schweizer Kanton und das neunte eine Himmelsgegend.



IV. Ersetzt man die Zahlen der nebenstehenden Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so ergeben die Anfangsbuchstaben der wagerechten Reihen, wenn man von oben nach unten liest und den obersten Buchstaben mitrechnet, den Namen eines Helden der griechischen Sage. In derselben Weise ergeben die Endbuchstaben den Namen eines aus der römischen Geschichte bekannten Feldherrn.

Das oberste Wort (aus 3 Buchstaben bestehend) ist ein alttestamentlicher weiblicher Name, das zweite (aus 5 Buchstaben bestehend) nennt eine große Stadt in Frankreich, das dritte Wort einen germanischen Volksstamm, welcher von den Römern vernichtet wurde, das vierte Wort nennt einen Schweizer Kanton, das fünfte eine Anerkennung, das sechste einen Propheten des alten Testaments, das siebente einen großen Fluß in Afrika.



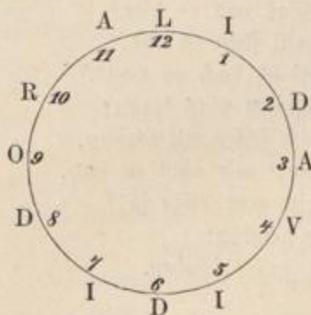
V. Wieviel mal muß man von den obigen Zahlen die Zahl 3 und wieviel mal die Zahl 8 streichen, damit die Summe der übrig bleibenden Zahlen 45 beträgt?

VI. Versucht einmal eine aus der römischen Geschichte bekannte (dreiziffrige) Jahreszahl mit Hilfe der folgenden Angaben herauszufinden. — Die Quersumme der ganzen Zahl ist gleich der Summe der mittleren Ziffer und der Ziffer links. Vertauscht man die beiden letzteren, so ist die ursprüngliche dreiziffrige Zahl  $3\frac{2}{5}$  mal so groß, als die neu entstandene. — Welches ist die gesuchte Jahreszahl?

## Auflösung der Knackmandeln Seite 127.

I. Metellus, Tell.

II. „Graf im Bart! Ihr seid der Reichste, Euer Land trägt Edelstein!“



III. 1, 2, 3 Jda  
 2, 3, 4, 5, 6 David  
 6, 7, 8, 9 Dido  
 8, 9, 10, 11 Dora  
 11, 12, 1 Ali